48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Digitized by Google

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Eilfter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY
Hale fund

Geschichten

für

meine Söhne.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

Geschichten

für

meine Söhne.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Was geht es mich an?

Digitized by Google

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er ſich ungern ab. »Was geht es mich an?« pflegte er immer zu ſagen, beſonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienſt zu erweiſen, »ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder ſehen oder etwas mit ihm zu ſchaffen haben.«

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter dieſe Trägheit, dieſen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. »Unſere Welt iſt ſo klein,« ſtellte er ihm vor, »daß wir eigentlich alle Nachbarskinder ſind, und gar nicht wiſſen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden.«

Der Knabe ſchüttelte ungläubig den Kopf.

»Du glaubſt mir nicht? — Komm her, ich will dir ein paar Geſchichtchen erzählen, die zwar nicht mir ſelber, doch hieſigen, dir wohlbekannten Einwohnern widerfahren ſind.«

Flugs holte ſich Theodor einen Schämel, ſetzte ſich zu des Vaters Füßen, und ſchaute ihm erwartend in's Geſicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geſchichtchen.

»Du kennſt den Kriegsrath Weſt?« hub der Alte an.

»Der immer ſo traurig herumſchleicht?«

»Derſelbe. Und weißt du auch, warum er ſo melancholiſch iſt?«

»O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.«

»Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geſchäftsreiſe zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landſtraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgeſtiegen und froren gewaltig. Der Kutſcher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigſtens Breslau damit zu erreichen. Es wurde ſchon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in ſeine Kaleſche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte ſeine Frau unpäßlich hinterlaſſen; die Wege waren ſchlecht; wenn er noch zwei Perſonen auflud, ſo kam er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter nach Hauſe. Er fuhr alſo ſtill vorbei und dachte: was geht es mich an? Die Reiſenden waren auch zu delikat, ihn darum anzuſprechen; doch baten ſie ihn, da er einige Stunden früher als ſie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu ſchicken, welches ſie ihm benannten, und warme Zimmer zu beſtellen, damit ſie ſich trocknen und auswärmen könnten. Das verſprach er und fuhr weiter.«

»Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau noch immer krank, obſchon nicht gefährlich. Er ſetzte ſich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Eſſen, erinnerte ſich einen Augenblick der armen Reiſenden auf der Landſtraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erſt ankommen würden; da er aber ſeinen Bedienten, der ihm beim Eſſen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, ſo dachte er: was geht es mich an? und ſchickte nicht in's Wirthshaus.«

»Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über ſeine Wiederkunft angegriffen, ſpürte in der Nacht ſo heftige Wallungen, daß ſie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederſchlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu laſſen. Es geſchah. Sie miſchte die Hälfte davon in's Waſſer, trank es aus, bekam plötzlich die heftigſten, ſchmerzhafteſten Zufälle, und ſtarb wenige Stunden nachher.«

»Sie hatte Gift genommen. Der ſchlaftrunkene Apothekerburſche hatte ſich vergriffen. Seine Entſchuldigung war: er ſei gegen Morgen haſtig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshauſe und ein fremder Bedienter ſeien hereingeſtürzt, um Hilfe für eine Geſellſchaft von Reiſenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieſer Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeſchrien, der Bediente laut geheult habe — ſei die Magd des Kriegs-

Digitized by Google

rathes hineingetreten und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan.»

»Und die Reisenden?»

»Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht Wärme genug geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente Früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath in's Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch.»

»Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehreren Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Hermann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel

daran gelegen ſei, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, ſo bitte ſie jeden Menſchenfreund, der etwa von deſſen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet ſein möchte, ihr ſolches zu melden; alle Koſten werde man gern erſtatten.»

»Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küſte von Coromandel anſäſſig iſt, der hatte kürzlich unter andern geſchrieben: er habe einen Deutſchen, Namens Lißberg, kennen lernen, der ſich viele Mühe gebe, etwas vor ſich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unſer Haberkampf war alſo im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verſchob es aber von einem Poſttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.»

Indeſſen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand ſeine Schweſter im Beſitz eines Erbes, denn ſie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben dieſem Gelde ſich ſchon ziemlich emporgeſchwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Friſt verſtattete, ſah er ſich genöthigt, ſeine Zahlungen einzuſtellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes

in Hamburg, und endlich durch das hamburgiſche eines hier in Breslau, dem Haberkampf ſein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehſt du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geſchrieben, ſo wäre Lißberg's Schwager nicht getäuſcht worden, hätte mit dem Gelde ſeiner Frau nicht ſpekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hieſige ſtünde noch und Haberkampf hätte ſein Geld noch."

»Du haſt den ſeligen Bolz gekannt? Er ſtarb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

»Wie ging das zu?"

»Es wurde einmal ein Feſt in unſerm großen Klubb gefeiert, die Gäſte waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen ſind zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueberſchwemmung gänzlich zerſtört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutſchland milde Gaben zu ſammeln. Sie traten beſcheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden ſie gewiß eine anſehnliche Beiſteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unſerer Stadt erinnernd, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredſam-

keit vertheidigend. Die armen Holländer zuckten die Achseln und entfernten sich seufzend. Es war ihnen an mehreren Orten nicht besser ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beschönigen. Sie kamen folglich mit einer sehr geringen Summe nach Hause, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer schon lange mit Sehnsucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, viele bekamen nichts.»

»Das letztere Schicksal traf auch einen Müller, der, weil er seine Kinder nicht länger konnte hungern sehen, sich in's Wasser stürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reize der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden, sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben.»

»Eines Tages geht sie am Flusse spaziren; da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie, auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer —

Digitized by Google

was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist — eine Reise in's Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen."

»Der junge Bolz, der eben damals in Göttingen studirte und die Doktorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerin kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ihm ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen sein werde. Nun heirathete er sie und brachte sie nach Breslau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Qualgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor? hätte der alte Bolz nicht im Klubb gesagt: was geht es uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweiflung hätte ihn nicht in's Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht an's Ufer gewor-

sen, das Mädchen sie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen; sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Bolz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmännin geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch.»

Diese drei Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spazirgang, wo viele Alleen sich durchkreuzten und mit dichtem Gebüsch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: »Hat der Herr etwas verloren?»

»Mein Taschenbuch,» erwiederte jener, »es kann Niemanden nützen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich.»

Digitized by Google

Theodor fragte, wo er es verloren? — Das konnte der Fremde nicht beſtimmt angeben, da er hier unbekannt war und ſich ſchon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüſchen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Geſuchte fand, hingegen die Kirſchen, die ſeiner warteten, ihm lebhaft vor Augen ſchwebten, ſo ging er ſeiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieſer Gedanke ſich auf die Lippen geſchlichen, als ſeines Vaters Geſchichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen ſtand er plötzlich ſtill. »Ich thue doch wohl beſſer,« ſagte er, »daß ich dem Fremden ſuchen helfe; die Kirſchen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl beſſer.« — Flugs machte er die Runde durch ſämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und ſpähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taſchenbuch hinter einer Raſenbank, auf der vermuthlich der Fremde geſeſſen hatte. Mit Freudengeſchrei fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: »Fremder Herr! wo ſind Sie geblieben?« — Der junge Mann ſaß unter einem Baum und weinte; als er aber von Ferne den Knaben auf ſich zurennen ſah, und den verlornen Schatz in deſſen Hand erblickte, da ſtürzte er ihm entgegen, drückte ihn an ſein Herz, und rief: »Ach, warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!«

»Das thut nicht noth,« ſagte Theodor, »es iſt gern geſchehen.« Und mit dieſen Worten wollte er ſich entfernen.

Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Bruſtnadel, die ein paar verſchlungene Buchſtaben bildete, aus ſeinem Hemde, gab ſie dem Knaben, und ſagte: »Nehmen Sie das zum Andenken; es iſt wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigſten Dienſt geleiſtet.«

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirſchen noch einmal ſo ſüß ſchmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug ſie, wenn er ſich putzte.

Zwanzig Jahre verſtrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun ſeines alten Vaters Geſchäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparſamkeit und Fleiß hatten ihn ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er ſein Gewerbe dem Sohn ganz überlaſſen, darum ſeine Bücher abſchließen und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsſtädten ihm noch ſchuldig war. In dieſer Abſicht mußte Theodor eine Reiſe unternehmen. Er verweilte lang in Hamburg und Berlin, am längſten in Frankfurt am Main, wo er die Geſchäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Bankiers, und eines der liebenswürdigſten

Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses, in dem er seine meisten Geschäfte trieb; folglich hatte er oft Gelegenheit, sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unterscheide. Mit diesen konnte sie wohl tändeln, zu jenem faßte sie Vertrauen. Beide näherten sich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten sagte Theodor mit der Hand auf der Brust und niedergeschlagenen Blicken: »Wenn ich Sie doch lieben dürfte!«

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte sie mit einem verstohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater sehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden?“ fragte Theodor.

Sie nickte und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: »Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden; doch wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich

meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.»

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wohl, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: »Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen.»

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring haſtig: »Wo haben Sie die Bruſtnadel her?»

»Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend.»

»Durch welchen Zufall? Ich bitte.» —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellring ihn in ſeine Arme und ſagte: »Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.» Und nun erzählte er dem fröhlich Beſtürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts beſeſſen, als einige vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungsſchreiben, die ihm der ſterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die ſich folglich nicht erſetzen ließen; wie er einzig dieſen Zeugniſſen die Aufnahme in ein ſolides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe ſeines

Prinzipals gewonnen, endlich deſſen Schwiegerſohn und Erbe geworden. »Es iſt Gottes Finger,« ſo ſchloß er gerührt. »Sie ſollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taſchenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willſt du dieſem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht verſagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum ſollte ich denn jetzt anders denken?«

Julie wurde gerufen, ſie bekannte ihre ſtille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er ſo freudetrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geſchichtchen ſeines Vaters und rief laut: »Der gute Alte hat wohl Recht gehabt! man ſollte nimmer ſagen: was geht es mich an?«

Der Großsprecher.

Digitized by Google

Als Gelnhauſen noch eine freie Reichsſtadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleiſcher, zugleich Rathsherr, Eleaſar Böcklein war ſein Name. Nie verkaufte er ſeinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochſen oder Knochen für Fleiſch, und wenn er, was ſie verlangten, ihnen zugewogen hatte, ſo konnten ſie getroſt das Nachwiegen erſparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben ſo gewiſſenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, ſobald er mit ſeinem ſchlichten Verſtande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün geweſene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Meſſing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit goldgeſponnenen Knöpfen anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die ſchwielenreiche Hand faßte, und ſo mit gravitätiſchen Schritten ſich nach dem Rathhauſe erhub, ſo fuhren alle Köpfe an die Fenſter, und ſprachen mit Ehrfurcht: da geht Meiſter Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute ſich, denn Meiſter Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter ſeinen Kollegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meiſter Böcklein drückte ihm den Daumen auf's Auge. Der Schneider hatte auf ſeiner Wanderſchaft ein paar lateiniſche Sprüchlein auf-

Digitized by Google

geſchnappt, durch die er, wenn er eine Sache ſonſt nicht durchſetzen konnte, den ganzen hochedeln Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, ſo ſagte er: »Im römiſchen Rechte iſt verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich iſt klar, daß der Angeklagte für diesmal frei geſprochen werden muß.« Dann pflegten wohl die Rathsherren einander bedenklich anzuſchauen und mit den Köpfen zu nicken: »Ja, wenn es ſich ſo verhält.« — Aber Meiſter Böcklein ſchlug bei ſolchen Gelegenheiten mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider bebte wie eine Fenſterſcheibe durch Kanonendonner, und ſchwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römiſche Recht. »Was kümmert uns der Papſt ſammt allen Kardinälen?« rief er mit einer Baßſtimme, für welche Mozart die Rolle des Saraſtro komponirt zu haben ſchien, »wir ſind ehrliche Proteſtanten, und Gelnhauſen iſt ſo gut eine freie Reichsſtadt, als Rom.«

Das letztere Argument pflegte den hochedeln Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeiſter ſagte: »Ganz recht, Herr Kollege; Rom ſoll etwas größer ſein, als Gelnhauſen, aber darauf kommt es hier nicht an.« Und damit war die Sache entſchieden.

Aber ſo hoch Meiſter Böcklein auch bei Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staats-

geschäfte durfte Frau Martha Böcklein sich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle seiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundertundsechzig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeister und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle seiner Hausthür hineinwärts geschritten war, sobald er den Stock mit dem silbernen Knopf in die Ecke gestellt hatte, so beschied er sich, daß seiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz seiner Baßstimme, ein gehorsamer Unterthan, oder höchstens ein Senat, der das schon beschlossene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüsseln, auch den, unter dessen Obhut die alten und neuen Thaler sich befanden, die sie fleißig zusammen scharrte, und von welchen sie nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groschen zugestand, um sich mit guten Freunden zu erlustiren, wie er es nannte, wobei er doch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenseits der Grenze lag.

Für wen sparte Frau Martha so emsig? — Für ihr Söhnlein Christian, einen muntern Buben, der durchaus studiren sollte, auf daß er einst im Stande sein möchte, mit dem Schneider lateinisch zu reden. Gern hätte Meister Böcklein den Knaben zu seinem Handwerk erzogen, aber

Frau Martha ſchwur, nie ſolle Chriſtian ein Beil heben, um einen Ochſen damit vor dem Kopf zu ſchlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleiſch mehr eſſen ſollte. »Gelnhauſen,« pflegte ſie zu ſagen, »iſt ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derſelben, und wenn er in ſeinem Vaterlande nicht Bürgermeiſter wird, ſo mag er irgendwo Miniſter werden, ich habe nichts dagegen.«

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie ſein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, ſo wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die ſie in ihrem Köpfchen trug, ſo früh als möglich in den Kopf des kleinen Chriſtian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt ſich ſchon für was Rechtes, und ſeinen Vater für gewaltig vornehm, und ſeine Vaterſtadt ſo ziemlich für die Hauptſtadt der Welt.

Auch ſeine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhauſen; nur meinte ſie, die Schulanſtalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigſtens ein großer Mann ſollte ihr Chriſtian werden, wenn er auch nicht Bürgermeiſter würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmteſten Gewürzhändler in ganz Gelnhauſen, zu Rathe, einem Mann, der ſämmtliche Krämer daſelbſt mit Gewürz verſorgte, weil er es aus der erſten Hand, nämlich aus Hanau, verſchrieb, auch jährlich einmal

in Person die weite Reise dahin unter den Thränenströmen seiner Familie antrat, und wenn er glücklich heimkehrte, einen festlichen Schmaus gab. Dieser Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Pensionsanstalt sei, wo man nach Belieben bis an den Hals studiren könne; »aber,« fügte er achselzuckend hinzu, »es gibt da lauter junge Grafen und Baronen, und es kostet ungeheures Geld.«

Bei dem Worte Geld schlug die Frau Martha auf ihren Schlüsselbund, als wollte sie sagen: habe ich denn Pfeffer in meinem Kasten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte sie: ein Rathsherr in der freien Reichsstadt Gelnhausen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde also beschlossen, das Söhnlein dahin zu senden. Der Gewürzkrämer brachte, bei seiner nächsten großen Reise, die Sache in Ordnung, und Christian wurde, mit Wäsche und Würsten wohl versehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, außer Gelnhausen, noch ganz hübsche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit seinem Vater sich messen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt sei, die wohl hie und da einige Vorzüge vor seiner Vaterstadt behaupten möchte; allein er gestand das alles nur sich selber ingeheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden schöner und besser sei, als in Gelnhausen.

Digitized by Google

Lieber nahm er zu den närrischsten Behauptungen seine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entschuldigte er zum Beispiel durch die Versicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhausen weit heller scheinen, weil die Luft da immer rein von Dünsten ist. Das elende Straßenpflaster hielt er für weit zweckmäßiger, um sich eine gesunde Bewegung zu machen. »Was hilft es mir,« sagte er, »wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? Wird mein Körper dadurch heilsam erschüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Nase falle, das ist gesund, das macht Appetit.«

Wo solche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hause war alles besser, man aß und trank besser, man hatte schönere Häuser, bequemere Wohnungen, feinere Lustbarkeiten; und dieses Großsprechen wurde ihm nach und nach so zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit seiner Vaterstadt allein, sondern auch mit sich selber prahlte. »Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsstadt sagen will.« — Diese Worte führte er beständig im Munde. Daß er Christian Böcklein hieß, war ihm sehr zuwider, er nannte sich Woldemar Bock, und behauptete, seine Familie stamme aus einem alten patricischen Geschlecht; unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller sei einmal ein Turnier in Gelnhausen gehalten worden, da

habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur geweſen, ſo habe man ihn Böcklein genannt. Daß ſein Vater ein Fleiſcher ſei, verſchwieg er ſorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der ſchönſten Würſte ſandte, die von jedermann gerühmt wurden, ſo nahm er ſich doch wohl in Acht zu ſagen: »Mein Vater hat ſie gemacht.«

Dieſen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Chriſtian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Univerſität. Frau Martha beſchloß, ihr Söhnlein nach Jena zu ſenden, und verſicherte ihren Mann, das ſei ein ſehr guter Gedanke von ihm ſelbſt. So oft ſie nämlich ohne alle Umſtände eine Sache durchſetzen und auf keinen Widerſpruch ſich einlaſſen wollte, pflegte ſie den Meiſter Böcklein zu überreden, er ſelber habe ſchon vor länger als einem Jahre dieſen Entſchluß gebilligt oder gefaßt, er ſolle ſich nur beſinnen, es ſei an einem Sonntag geweſen, auf dieſer Stelle habe er geſeſſen u. ſ. w. Nun hatte aber Meiſter Böcklein zwei Gedächtniſſe, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erſtere war ſehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm ſagen konnte, er ſei dem Trunk ergeben, ſo gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutſch ein Haarbeutel, am Sonntag zu ſeinen Lebens-

genüſſen. Er ſelbſt hatte nicht das mindeſte Vertrauen zu ſeinem Sonntagsgedächtniſſe; das ließ er ſich aber nicht merken, um ſeiner Würde nichts zu vergeben. Wer alſo dieſe ſchwache Seite des ſtarken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag verſprochen.

Meiſter Böcklein wunderte ſich ſehr, als er vernahm, daß er ſelbſt beſchloſſen habe, ſeinen Chriſtian auf die Univerſität zu ſenden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach ſeiner Meinung, zum erſten Male nennen hörte. Sein Wunſch, ſo viel er ſich erinnern konnte, war, Chriſtian ſollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtſchreiber adjungirt werden, und ſich ſo in die Staatsgeſchäfte hineinarbeiten. Er ſelbſt wollte ihm, beim Wurſtmachen, die wichtigſten Händel mittheilen, die während ſeiner Rathsherrnſchaft vorgefallen waren. Indeſſen, da er einmal ſein Wort gegeben, ſo mußte es ſchon bei Jena ſein Bewenden haben.

Ehe Chriſtian dahin abging, brachte er einige Wochen in ſeiner Vaterſtadt ſehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude ſah er ſeine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzensluſt prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kaſſel! wo er auch einmal in den Pfingſtfeiertagen mit einem ſeiner Lehrer geweſen war. Die

Digitized by Google

damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herabfallen. Der Koloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stein; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad still stehen, und Meister Böcklein mußte seine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Baron von ABC, den jungen Grafen XYZ. Sie waren alle seine Dutzbrüder. Die Bürgerssöhne hatte er nicht gekannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-praktische Herkunft hatten sie in Gottes Namen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war, kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg führte ihn durch Gelnhausen. In

der Hauptſtraße dieſer berühmten Stadt gerieth ſein Wagen in ein großes Loch, und die Deichſel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Schulkamerad vielleicht noch hier ſei, und ſogleich erkundigte er ſich bei dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm verſichert, daß in ganz Gelnhauſen kein Woldemar Bock geboren ſei. Der Baron beſtand darauf, er ſei in Hanau mit einem Rathsherrnſohn aus Gelnhauſen, der Woldemar Bock geheißen, in Penſion geweſen.

»Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Chriſtian, den Sohn von Meiſter Böcklein, dem Fleiſcher?«

Der Baron ſtutzte, errieth den Zuſammenhang, und war nicht edel genug, um ſeinen Schulkameraden die Beſchämung zu erſparen. Er ſchrieb ſeinen Namen auf eine Karte, und ließ Chriſtian einladen, ihn im Wirthshauſe zu beſuchen. Der Großſprecher gerieth in die peinlichſte Verlegenheit. Er ſah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterſtadt zu zeigen, die er ſo oft ihm vorgerühmt, oder wohl gar in die Wohnung ſeiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schloſſe verglichen hatte. Indeſſen beſann er ſich ſchnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitſchaft halten, um die alten zu unterſtützen. Er wollte ſagen, das prächtige Haus ſeiner Eltern ſei abge-

brannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten sie in einer geringen Wohnung sich behelfen.

Aber noch ein anderer Umstand mehrte seine Verwirrung. An die Fensterladen waren Schinken und Würste gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleischer wohne. Wie sollte er die vertuschen? — Wurden die Laden zugemacht, so war es finster im ganzen Hause. Desto besser! dachte er, ich werde sagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. »Du bist nicht wohl gescheit,« sagte Meister Böcklein, »wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?« und folglich blieben sie offen. In großer Herzensangst schlich Christian nach dem Gasthof, und was er befürchtet hatte, geschah.

»Ich brenne vor Begierde,« sagte der Baron, »deinen respektablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen.« Keine Ausflüchte halfen, sie machten sich auf den Weg. In Murki's Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande dem übeln

Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus seiner Eltern auf den vornehmen Gast machen könnte.

»Gute Häuser sind hier selten,« hub er an.

»Ja das sehe ich,« antwortete Murki lachend.

»Wir müssen uns jetzt sehr eng behelfen,« fuhr Christian fort, »wir haben uns bei einem Fleischer eingemiethet, es war nichts Bessers zu haben. Auf diese Weise wollte er den Baron auf die Schinken und Würste vorbereiten, die ihm auf den Fensterladen nothwendig sogleich in die Augen fallen mußten. Murki stellte sich, als nehme er alles für bar.«

»An den reichsstädtischen Ton,« sagte Christian, »wirst du dich auch gewöhnen müssen. Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eifersucht zu erregen.

Murki lächelte und schwieg. An der Hausthür kam Meister Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war so wohl, daß sie einen jungen, vornehmen Herrn zu sehen bekam, den ihr Sohn duzte. Sie wischte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürste auf, und lief selber zum nächsten Bäcker, um frische Semmeln zu holen. Christian schwitzte Angstschweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würste vortrefflich. »Wo ich nicht irre,« sagte er, »so sind

das eben ſolche Würſte, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geſchickt wurden.»

»Ja,» ſagte Chriſtian, und wollte das Geſpräch ablenken; doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Würſte zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleiſcher ſein, der ſie verfertigt habe.

»Ei zum Henker! die habe ich ſelbſt gemacht,» fuhr Meiſter Böcklein heraus, »das verſtehe ich am beſten in Gelnhauſen.»

»So, ſo,» erwiederte der Baron, und hatte die Grauſamkeit, den bleichen Chriſtian dabei anzuſehen. Eine ganze Stunde währte dieſe Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen ſei wieder hergeſtellt. Stumm begleitete Chriſtian den vornehmen Schulfreund zurück, der ſich nicht enthalten konnte, ehe er in den Wagen ſtieg, ihn noch einmal hämiſch zu fragen:

»Iſt dein Vater ein Fleiſcher?»

»Er ſchlachtet bisweilen zu ſeinem Vergnügen,» ſtammelte Chriſtian, und lachend fuhr Murki davon. Der tief Zerknirſchte ſah ihm nach, den Angſtſchweiß von der Stirn trocknend, und bekannte ſich ſelbſt zum erſten Male, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen iſt, wäre es auch nur, weil man gelegentlich ſo beſchämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine

Großsprecherei aus seinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böse Händel verwickelt; denn, wenn er auf Leute stieß, die ihn auslachten, so nahm er's übel, und es entstand ein Gezänk. Einem solchen Handel verdankte er einst eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verschönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Christian sie versicherte, er habe seinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte jeder kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausen kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich emporschwingen werde. Meister Böcklein sagte: »Nun, das freut mich!« Und Frau Martha konnte solche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte; auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so

beſchloß er, nicht auszuwandern, ſondern ſich mit dem Loſe zu begnügen, welches ſeine Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung verſöhnte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Prahlſucht.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo ſämmtliche Reichsſtädte aufgehoben, und dem nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böcklein's Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchaute aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo kapitulirte er ſo lange mit den ungebetenen Gäſten, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen ſah, den er um Hilfe anrief. Dieſer war herzlich froh, endlich einen der Einwohner franzöſiſch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magiſtrat, und in ganz Gelnhauſen Niemand gefunden, der ihm als Dolmetſcher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meiſter Böcklein's Haus, unter der Bedingung, daß Chriſtian ihn begleiten ſolle, bis ſeine Geſchäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüſtete Frau Martha ſich nicht wenig gegen den lateiniſchen Schneider mit ihrem franzöſiſchen Sohn. Aber an Meiſter Eleaſar's Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte ſeit vierzig Jahren nicht geweint, ſonſt hätte er jetzt wohl weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beſchloß — gleich andern großen Staatsmännern — ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, und was die Requiſitionen ihm übrig gelaſſen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unweſen nannte, den mindeſten Theil zu nehmen. Sie waren ihm ſo verhaßt, daß er auch ſeinem Chriſtian die Erlaubniß, ja faſt den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein beſſeres Glück zu ſuchen.

Plötzlich verwandelte ſich Chriſtian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter dieſem Namen trat er nun in K* auf. Dort war um dieſe Zeit kein Ueberfluß an jungen geſcheiten Männern; daher gelang es ihm, Sekretär bei einem der neuen Miniſter zu werden, einem ſehr wackern und arbeitſamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu ſchätzen wußte, ihn lieb gewann, und ſich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchſchaute er auch gar bald deſſen Schwachheit. Der Paß und der Taufſchein, die ſein Sekretär gelegentlich vorweiſen mußte, belehrten ihn, daß der junge Menſch nicht Woldemar Bock, ſondern Chriſtian Böcklein heiße, und dieſer einzige Zug war hinreichend für den Menſchenkenner.

Durch leiſen, gutmüthigen Spott ſuchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beſchämen, und brachte es wenigſtens ſo weit, daß Chriſtian ſich ſehr hütete, den Mund nach ſeiner Weiſe zu voll zu nehmen. Hingegen ſtand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und ſein jetziger Poſten gab ihm noch häufigere Veranlaſſungen, die großſprecheriſche Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimniſſen wollte er unterrichtet ſcheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer ſeiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, ſo warf er nachläſſig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte Jemand etwas beſſer, als er, ſo behauptete er wenigſtens, er habe es auch gewußt, es ſei ihm nur entfallen. Beſonders hielt er ſich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und auf's Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beſchämung, und faßte mehr als einmal den feſten Vorſatz, ſeinen Fehler abzulegen. So, zum Beiſpiel, erzählte er einſt im Klubb einem Kreiſe von Bekannten und Fremden, der ſich um ihn geſammelt hatte, er habe in Gelnhauſen, als ein Dutzend Weißkittel in ſeines Vaters Wohnung einbrechen wollten, ſie ſämmtlich in die Flucht geſchlagen, worüber ſelbſt ein feindlicher Offizier, der eben die Straße

heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſei, und ihn um ſeine Freundſchaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: »Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Offizier. Aus dem Fenſter Ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um Ihr Haus geſchehen.« Die Umſtehenden lachten und wandten ſich weg, und ziſchelten einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchnapf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihn bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. »Wenn Sie,« ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, »künftig auf der Maskerade mich vorſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.«

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken; der arme Chriſtian ſtand wie vom Blitz getroffen, verfluchte ſeinen

Hang, und schwur einen theuren Eid, von diesem Tage an sich zu bessern. Diesen Schwur wiederholte er am andern Morgen in die Hand des Ministers, als dieser ihm sehr ernsthaft erklärte: er schätze seine Talente und seinen Charakter; wenn er aber die Prahlsucht durchaus nicht überwinden könne, so müsse man sich trennen, weil er, der Minister, es nicht länger dulden könne, daß sein Sekretär sich überall lächerlich mache. Warnend verließ er ihn mit den Worten: »Ich werde ein wachsames Auge auf Sie richten.«

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Christian nahm sich zusammen, schrieb über seine Thür mit großen Buchstaben: »Prahle nicht!« verließ keinen Morgen sein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu lesen, legte sich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er seinen Schwur auch gehalten, und konnte sich wenigstens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwischt sei.

Der Minister, der ingeheim ihn streng beobachten ließ, freute sich seiner Besserung, und schenkte ihm seine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeister ließ sich melden, ein reicher Mann, der auf seine Familie etwas stolz war, weil seit mehreren Generationen die Glieder derselben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. »Ew. Excellenz,« sagte er, »nehmen sich des jungen Herrn Bock sehr gnädig an, weßhalb ich unterthänigst berichte, was maßen der-

ſelbe geſtern am 21. Mai Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Katharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?»

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

»Ich hätte auch wohl nichts dawider,» fuhr jener fort, »wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hie und da, er ſei von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —»

»Haben Sie ihn nicht darum befragt?»

»O ja, wenn ich ſeinen Worten trauen dürfte, ſo wäre er ein Sprößling aus einem alten patriciſchen Geſchlecht, und könnte, wenn er nur wollte, ſich von Bock ſchreiben.»

»Hat er das geſagt?»

»Mehr als einmal.»

Der Miniſter runzelte die Stirn, doch ließ er ſeinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeiſter, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Her-

kunft zu nehmen, da er beſchloſſen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Miniſter ihn erſuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieſer Verabredung entfernte ſich der Bürgermeiſter, wies den Freier nicht ab, nahm ſich aber Bedenkzeit.

Der Miniſter hatte während des Geſpräches den Gedanken gefaßt, ſeinen Sekretär zu prüfen, und wenn er in einem gewiſſen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften, zu ihm ſagte: »Sie ſpeiſen dieſen Mittag bei mir.« — Chriſtian verbeugte ſich und eilte nach Hauſe, um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner größten Verwunderung, auch den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgiltigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Miniſter ſelbſt machte ſeine

Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Engländer es ſehr weit gebracht. Man ſprach von Ochſen, die einige Tauſend Pfund gewogen. Der Miniſter warf die Frage auf: wie hoch wohl in Weſtphalen dieſe Kunſt getrieben worden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verſchiedene Meinungen herrſchten, ſo ſagte er: »Meine Herren, wir Alle verſtehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beſten, wenn wir einen unſerer berühmteſten Fleiſcher kommen laſſen, der mag entſcheiden.«

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, der ſich ſchnell entfernte. Das Geſpräch wurde noch eine Weile fortgeſetzt, da trat Meiſter Eleaſar Böcklein ehrenfeſt herein. Sein Sohn ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Miniſter den Fleiſcher anredete, dieſer ihm zu antworten begann, und Chriſtian ſeines Vaters wohlbekannte Baßſtimme hörte, ſprang er haſtig auf, rannte auf ihn zu, und ſchloß ihn freudig beſtürzt in ſeine Arme. »Gottlob!« ſagte der Miniſter. »Das wußte ich wohl!« rief Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: »Meine Herren, ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubiſch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreizehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie,

daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhausen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze Er sich, mein lieber Meister Böcklein, dort neben Seinen Sohn; mache Er keine Umstände.»

»I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen,» sagte der ehrliche Alte, stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopfe in die Ecke, hing seinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und setzte sich neben seinen Sohn, der mit den seltsamsten Gefühlen seine Augen dankend, bittend und fragend auf den Minister heftete. Dieser erklärte nun das Räthsel, indem er seinen wohlgewählten Gästen erzählte, welchen braven, jungen Mann er in seinem Sekretär besitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er auch nun diesen abgelegt, und die letzte Prüfung bestanden: »Hätte seines Vaters Erscheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, so hätte ich meine Achtung ihm entziehen müssen. Allein er war, was er sein mußte, und nun, Herr Bürgermeister,» fuhr er fort, »nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht versagen werden. Meister Böcklein ist ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel sehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er ist den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; lassen Sie uns die Verlobung seines Sohnes feiern.»

Er ergriff das Glas, alle Gäste folgten seinem Beispiel, der Champagner schäumte. Der Kammerdiener präsentirte

eine verdeckte Schüſſel, ſie enthielt Chriſtian's Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den ſtolzen Bürgermeiſter mehr, als des Miniſters Ueberredung. Er ließ ſeine Blicke über den Fleiſcher hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath ſein Jawort zu. Chriſtian wollte ſich dem Miniſter zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüſterte: »Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübſchen Frau.«

Der Lügner.

In einer königlichen Hauptſtadt wohnte ein reicher, anſehnlicher Mann mit Weib und Kind. Merkwürdig war die Art, wie er zu ſeinem großen Reichthum gelangte, denn die armen Eltern konnten ihm nur ihren Segen hinterlaſſen, und er mußte in ſeiner Jugend ſich durch die Welt drücken, faſt wie ein verirrtes Kind, das am Markttage in eine volkreiche Straße geräth, oder wie ein herrenloſes Hündlein, das ſchüchtern vor lauter fremden Thüren die karge Nahrung ſucht. Aber die Menſchen, die am Morgen ihres Lebens im kalten Nebel ihre Laufbahn beginnen, ſchaffen ſich bei Zeiten einen warmen Oberrock und gelangen wohlbehalten zum Ziele, wenn auch den ganzen Tag die Sonne hinter Wolken bleibt. Wem hingegen die Sonne des Glücks ſchon in die Wiege ſcheint, der iſt ſelten vorbereitet, wenn an ſeinem Horizonte ein Gewitter aufſteigt.

Durch Redlichkeit, Fleiß und Anſpruchloſigkeit hatte Landsberg — ſo hieß der Jüngling — die Augen eines wackern Mannes auf ſich gezogen, der dieſe Eigenſchaften Jahre lang in mancherlei Geſchäften erprobte, und endlich eine Gelegenheit ergriff, ſie zu vergelten. Der alte Söritz nämlich war Vormund eines artigen, ſittſamen Mädchens, das aber auch keinen andern Reichthum beſaß, als die Hoffnung, einſt einen Oheim zu beerben, der in Indien Schätze geſammelt hatte. Auch dieſe Hoffnung war faſt

verſchwunden, da jener Oheim ſeit vielen Jahren nichts von ſich hören ließ. Doch endlich ſchrieb er aus Bengalen, er fühle ſein Ende herannahen und wünſche, daß ſeine Nichte zu ihm eilen möchte, um, was er für ſie geſpart, in Empfang zu nehmen. Sollte jedoch ihre zarte Jugend (ſie zählte kaum vierzehn Jahre) eine ſolche Reiſe nicht verſtatten, ſo möchte man ihm nur einen ſichern, mit gehörigen Vollmachten verſehenen Mann ſchicken, mit dem er alles in Ordnung bringen werde.

Die Reiſe der kleinen Amalie hielt der Vormund für bedenklich, er zog die letztere Auskunft vor, und warf ſeine Augen auf den jungen Landsberg, einen geſunden, redlichen und wohl unterrichteten Mann, der folglich alle zu dieſem Auftrage erforderliche Eigenſchaften beſaß, und ihn gern übernahm, theils um Indien, die Wiege der Menſchheit, zu ſehen, theils weil der alte Nabob eine reiche Belohnung zugeſichert hatte. Er langte glücklich dort an, gefiel dem alten Oheim, der noch zwei Jahre lebte, und machte während dieſer Zeit ſich ihm unentbehrlich. Oft, wenn er in traulichen Stunden den jungen Fremdling ſogar dutzte, entſchlüpfte ihm der Wunſch, daß Landsberg ſein Sohn ſein möchte. Um ſo mehr erſtaunte dieſer, als der Mann nun endlich ſtarb, unter deſſen Papieren blos eine Anweiſung auf ein ziemlich karges Reiſegeld zu finden, mit der Bitte, ſeiner Nichte das hinterlaſſene Teſtament und die ſchon vorläufig in Gold- und Silberbarren umgeſetzte Erbſchaft zu bringen.

Landsberg ſah nun freilich in einer Hoffnung ſich getäuſcht, allein er murrte nicht. Genügſam, wie immer, war er auch jetzt mit einer kleinen Summe zufrieden, die er von den Geſchenken des Verſtorbenen ſich erſpart hatte. Mit der pünktlichſten Redlichkeit brachte er Alles in Ordnung, und kam nach Europa zurück, wo er Amalien, die unterdeſſen zu einer ſchönen Jungfrau herangewachſen war, das Teſtament überreichte, und die Schätze vor ihr ausbreitete.

Von außen ſtand auf des Oheims wohlverſiegeltem letzten Willen, er ſolle in Gegenwart der Obrigkeit und des Vormunds eröffnet, und dann durch Landsberg laut abgeleſen werden. Die Eröffnung geſchah verordnetermaßen, und Landsberg hub an zu leſen, nicht ohne Thränen, da er die zitternde Handſchrift des wackern Greiſen erblickte, in deſſen Hauſe er zwei Jahre als Sohn gehalten worden. Die Nichte war zur Univerſal-Erbin eingeſetzt, doch unter einer Bedingung, die, als der Vorleſer an den Punkt kam, ihn plötzlich verſtummen machte. Er wurde glühend roth, ſtammelte, reichte das Teſtament dem Vormund und eilte hinaus. Verwundert las der Vormund weiter. Amalie ſollte Landsberg heirathen, oder ihm ein Drittel von der Erbſchaft überlaſſen. Sie zog das erſtere vor, denn der junge Mann gefiel ihr wohl, und alles, was er bisher gethan, verbürgte ſeinen edlen Charakter, folglich ihr künftiges Glück.

So wurde Landsberg plötzlich der reichste Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er seinen Wohlstand dem alten Söritz verdanke. Oft hatte er ihm auf eine gute Art kostbare Geschenke aufdringen wollen, allein der Mann besaß bei sehr geringen Einkünften einen edlen Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geschenk von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um seinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum ersten Male des Freundes Dankbarkeit in Anspruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren sollte.

Diese Empfehlung war überflüssig. Landsberg hatte ohnehin längst beschlossen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in sein Haus, um ihn ganz wie seinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach seinem oft und ernstlich geäußerten Willen sollte zwischen Julius und Anton durchaus kein Unterschied gemacht werden; allein selten erfüllen Mütter eine solche Vorschrift gewissenhaft, wenn sie auch dazu den redlichen Vorsatz haben. Anfangs zwar nahm sich Amalie zusammen, und wenn auch Anton nicht eben so zärtlich von ihr geliebkost wurde, als Julius, so hütete sie sich doch, dem Letztern irgend einen sichtbaren Vorzug zu erweisen. Aber bald erwachte die mütterliche

Eiferſucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie ſelbſt war Schuld daran, denn ſie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuſchte alle ſeine Unarten, und wenn ſie auch zum Glücke dadurch ſein gutes Herz nicht verdarb, ſo machte ſie ihn zu einem ungezogenen Buben, der alles that, was ihm ſein Leichtſinn eingab. Je ſtrenger ſie hingegen ihren Pflegeſohn behandelte, je behutſamer betrug ſich der, und beide Knaben ſtachen bald ſo ſehr gegen einander ab, daß ſelbſt Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauſchen.

Dieſe hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen ſeiner Frau, und verleiteten ſie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton ſie ſtill ertrug.

Manches, was in ſpätern Jahren ein Laſter wird, iſt in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte mit einiger Aufmerkſamkeit leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieſer Seelenkrebs, der immer mehr um ſich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verſchlingt. Gleichwie ein Leidender, deſſen Körper vom Krebs zerſtört wird, ſich endlich von ſeinen nächſten Freunden und Verwandten verlaſſen ſieht, weil ſie die verpeſtete Atmoſphäre nicht ertragen können; ſo flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg ſeinem Julius oft

gepredigt, als er den unſeligen Hang an ihm bemerkte, bald als falſcher Scham, bald um ſich weiß zu brennen, bald aus bloßer Neckerei zu lügen. Er beſchämte und züchtigte ihn, ſo oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge ſeiner Züchtigungen, und ſtellte ihm den wahrhaften Anton zum Muſter dar.

»Jede Lüge,« pflegte er zu ſagen, »hat mehr oder weniger ſchlimme Folgen, die kleinſte bisweilen die ſchrecklichſten, könnte man ihnen nur immer nachſpüren. Darum, Julius, ſcheue jede Verletzung der Wahrheit ärger, als Waſſer und Feuer! Schlägſt du dieſe Worte in den Wind, ſo prophezeie ich dir: du wirſt zu ſpät mit bitterer Reue meiner Warnung gedenken.«

Hätte die blinde Mutter das Söhnlein nicht in Schutz genommen, ſo würde Julius vielleicht die öftern herzlichen Ermahnungen ſeines Vaters nicht in den Wind geſchlagen haben; doch immer hatte ſie Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft. Bald war es eine witzige Lüge, über die ſie ſich krank lachen wollte, bald eine elende Kleinigkeit, eine Kinderei, folglich nicht der Mühe werth, davon zu reden, und hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo hieß es wenigſtens: er hat es doch nicht aus Bosheit gethan.

Das Letztere mochte gelten; Julius war nicht boshaft, allein darum ſein Hang nicht minder gefährlich und

verderblich. »Der Vater iſt gar zu pedantiſch,« dachte er bei ſich ſelbſt, nahm ſich vor dem Vater in Acht, und log übrigens nach Herzensluſt.

Eines Tages ſpielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide gingen nun ſchon in ihr ſiebzehntes Jahr, ſchlugen und warfen daher den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei doch Anton ſich ſtets in Acht nahm, den Fenſtern zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorſichtig, that einen Wurf, der nicht allein das Fenſter in der Mutter Schlafzimmer, ſondern auch im Zimmer ſelbſt eine Mundtaſſe zertrümmerte, die, als das Geſchenk einer verſtorbenen Freundin, ihr ſehr lieb war. Zornig fuhr ſie an's Fenſter, hinausrufend: Wer hat das gethan? Beide Knaben verſtummten erſchrocken. Wer hat das gethan? wiederholte ſie kreiſchend.

»Anton,« ſagte Julius, und machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen ſich angewöhnt, man bald in ernſten Fällen faſt unwillkürlich Gebrauch davon macht, als von dem erſten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

»Warte!« rief die Mutter dem verſtummten Anton zu, »das ſollſt du mir entgelten! durch den Kutſcher laſſe ich dieſen Abend dich peitſchen!«

Schon einmal hatte ſie dieſe grauſame Züchtigung bei einer andern Gelegenheit an ihm vollſtrecken laſſen, und

Digitized by Google

dadurch noch mehr ſeinem Ehrgefühl, als ſeinem Körper, weh gethan. Er hatte geſchworen, ſie nicht zum zweiten Mal zu ertragen, und lieber ſein Brot in der weiten Welt zu betteln. Kaum vernahm er jetzt die ſchreckliche Drohung, und kaum hatte ſeine harte Pflegemutter das Fenſter klirrend wieder zugeworfen, als er, ohne ein Wort zu ſagen, und nur einen Blick der Verachtung auf Julius werfend, aus dem Hauſe ging, und verſchwand.

Jetzt fühlte Julius Gewiſſensbiſſe. Er ſchlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam, und die Hausgenoſſen zum Eſſen gerufen wurden, erſchien Anton nicht. Der Vater fragte: »Wo iſt Anton?«

»Er wird wohl ſchon in ſeine Kammer gekrochen ſein,« antwortete die Mutter, denn er hat etwas eingebrockt.« Und nun erzählte ſie den Verluſt ihrer Taſſe, die ihr ſo weh gethan, daß ſie eine Strafe ihm verkündigt habe. Sie verſchwieg weislich, welche. Landsberg bat für ihn; ſie ſagte nicht Ja noch Nein; es wurde von andern Dingen geſprochen. Der Vater ging ruhig zu Bette, vermeinend, Anton verſchlafe längſt alle Furcht. Aber Anton kam nicht nach Hauſe, und Julius, der ſchon Abends bei Tiſche die Qual des böſen Gewiſſens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angſt nicht länger bergen; er ging zu ſeiner Mutter und bekannte ihr Alles. Sie erſchrack; allein, ſtatt gerechten Zorn ihn empfinden zu laſſen, ermahnte ſie ihn blos, ja dem Vater nichts davon zu ſagen,

Digitized by Google

weil ſonſt ein ſchweres Gericht über ihn ergehen würde; folglich beharrte er gegen dieſen bei ſeiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg ſandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurück zu kehren, und eines liebevollen Empfangs gewiß zu ſein; aber alle ſeine Jahre lang fortgeſetzte Nachforſchungen waren vergebens, er mußte ſie endlich aufgeben. Freilich empfand Julius Schmerz und Reue über dieſen Vorfall, denn er hatte ſeinen Jugendgefährten aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn auch bald, und der ganze Vortheil, den er für ſeine Beſſerung aus dieſer Begebenheit zog, war der Vorſatz, nicht wieder zu lügen, wenn es einen Andern ſchaden könnte. Als ob es möglich wäre, das vorauszuſehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferde eine kleine Reiſe nach einer acht Meilen entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam er an eine Stelle, wo ſich die Landſtraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauern zurecht gewieſen, kam glücklich nach Lindenheim (ſo hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, ſpielte, und als der volle Beutel, früher als er geglaubt, ausgeleert war, kehrte er faſt unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verſchleuderte.

Eben als er abermal an jenen Scheideweg gelangte, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben ſchien, und ihn haſtig fragte: welches der Weg nach Lindenheim ſei? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und ſprengte fort.

»Bin ich doch auch eine halbe Meile umgeritten,« ſagte Julius lachend zu ſich ſelbſt, »er mag ſehen, wie er zurecht kommt.« Ohne weitern Zufall erreichte er ſeinen Wohnort, gedachte des kleinen Abenteuers ſelten, und dann nur mit einem ſchadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkt hatte er unter andern eine gefährliche Bekanntſchaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem ſie dort ihre Schafe geſchoren, in die Reſidenz kamen, um ihr Handwerk fortzuſetzen. Julius, der unerfahrne Jüngling, fiel in ihre Schlingen, und verſpielte eine Menge ſchöner Goldſtücke, welche die Mutter ihm zuſteckte. Da er aber von Natur keinen Hang zum Spielen hatte, auch diesmal die Mutter ihn ängſtlich bat, dieſen Abgrund zu vermeiden, ſo ſchwur er, keinen Fuß mehr in das verdammte Haus zu ſetzen, und hielt Wort. Am letzten Abende, als die Habichte ihn plünderten, und er eine ziemlich große Summe in Golde auf den Tiſch zählen mußte, fand ſich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er ſetzte auch dieſe noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und ſo noch einige Male, denn die Gauner wollten ihn nicht abſchrecken. Nun legte aber der Bankier die Kar-

ten nieder, und bezahlte ihm seinen Gewinn mit einer Banknote. Julius steckte sie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater diese Banknote in seiner Hand, besah sie aufmerksam, und fragte: wo er sie herbekommen? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: »Ich habe sie eingewechselt von unserm Nachbar, dem Kaufmann Herz.«

»Ueberlaß sie mir,« sagte der Vater, nahm sie, zahlte ihm den Werth, und Julius bekümmerte sich weiter nicht um die Ursache, aus der sein Vater den Besitz gerade dieser Banknote wünschen mochte.

Nun hatten sich aber schon seit einigen Monaten in der Residenz falsche Banknoten blicken lassen; die Regierung war aufmerksam geworden, und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieses Uebels auszukundschaften, und, bei dem geringsten Argwohne, mit Hilfe der Polizei die strengsten Untersuchungen anzustellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war seit Kurzem schnell reich geworden; dies machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von diesem Verdachte, drang um Mitternacht unvermuthet in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen, und vom Boden bis zum Keller Alles mit großem Gepolter durchsuchen. Aber es fand sich durchaus nichts; vielmehr erhellte aus des Mannes Büchern,

Digitized by Google

daß er blos durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen seinen Wohlstand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm seine Achtung und sein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verursacht, erklärte ihm auch, es sei auf Veranlassung der falschen Banknote geschehen, die er seinem Sohne verwechselt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechselt, und Landsberg stand mit tiefer Beschämung, im Namen seines Sohnes, vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte sich kaum zu fassen, eilte heim, ließ noch in derselben Nacht Julius wecken, vor sich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, dessen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umschweife. Es thue ihm in der Seele wehe, sagte er, aber wie hätte er glauben können, daß eine so unbedeutende Lüge — — »Keine Lüge ist unbedeutend!« fuhr ihn der Vater an, »danke Gott, wenn diese keine schlimmere Folgen hat, als deine Schande.«

Leider hatte sie noch andere, noch weit schrecklichere Folgen. Des Kaufmanns geliebte Gattin lag seit einigen Tagen in den Wochen. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verursachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem sie starb. Sie ließ einen trostlosen Gatten mit fünf Waisen zurück. Das zerknirschte den Lügner, der, in Thränen der Reue sich badend, seinem Vater zu Füßen stürzte

Digitized by Google

und ſchwur: es ſolle nie wieder die kleinſte Unwahrheit ſeine Lippen beflecken.

»O!« rief Landsberg ſchmerzlich, »du haſt dieſes ſpäte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn du mein Sohn biſt, ſo wird der Schatten dieſer edlen, ermordeten Frau dich bis zum Grabe umſchweben.« Ja, ſo war es auch. Julius ging tiefſinnig umher, fand nirgend Ruhe und ſann Tag und Nacht auf Mittel, ſein Vergehen wieder gut zu machen. Er ſtand ſeit einiger Zeit mit einem der liebenswürdigſten Mädchen in Verbindung, der Tochter eines angeſehenen Mannes, die er liebte und zu ehelichen hoffte; jetzt aber, da auch die Liebe ſein Gewiſſen nicht beſchwichtigen konnte, trat er eines Tages muthig vor ſeinen Vater, ſprechend: »Vater, würden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathete?« Landsberg, der ſeine Verbindung kannte und billigte, ſtutzte bei dieſer Frage. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit, noch Geiſt, noch Geburt ſich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches dieſen Vorſatz ſeinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt, und ſagte: »Geh, ich bin's zufrieden.« Auf der Stelle ging Julius und ließ bei dem alten Herz ſich melden, der ihn mit ſichtbarem Widerwillen empfing. »Ich komme,« ſagte Julius, »um wieder gut zu machen, was meine Unbeſonnenheit verbrochen.« Mit einem bittern, ſchmerzlichen Lächeln fragte der Kauf-

mann: »Wieder gut machen? Wie das?« Julius machte ſeinen Antrag. Das überraſchte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdies ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log — eine ſolche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geſchloſſen, und Julius, der ein Opfer ſeines Herzens gebracht hatte, beruhigte jetzt ſein Gewiſſen durch den Zuſpruch: »Ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht.«

Allein er wurde bald gewahr, daß die böſen Folgen einer Lüge ſich nicht immer wieder gut machen laſſen. Freilich war es ſichtbar, daß der alte Herz über eine ſo glänzende Verſorgung ſeiner Tochter Mariane ſich freute, aber der Wurm an ſeinem Herzen nagte darum doch immer fort. Er hatte ſeine Frau unausſprechlich geliebt. Beide waren blutarm geweſen, als ſie ſich geheirathet, hatten ſich wohl knapp, doch fröhlich geholfen, hatten durch vereinten Fleiß die erſten Thaler erworben, ſie jeden Abend mit einander überzählt, und Plane zum fernern Fortkommen entworfen. Auch dann noch, als die erſten wenigen Thaler ſchon zu Tauſenden angewachſen waren, ging Herz noch immer an jedem Abende zu ſeiner Frau, und blieb eine Stunde oder zwei mit ihr allein, theilte jede Freude über das Gelungene, jede Hoffnung für das Künftige, berieth ſich mit der verſtändigen Hausfrau, und befand ſich ſo wohl dabei! — Auf dieſe Weiſe hatte nicht die Liebe allein, ſondern auch

die Gewohnheit — die oft noch mächtiger iſt, als die Liebe — ein Band geknüpft, das, wenn es zerriſſen wurde, beider Herzen Verblutung nach ſich ziehen mußte. Wenn Abends die Stunde kam, in der Herz gewohnt geweſen, zu ſeiner Frau zu gehen, ſo überfiel ihn eine Angſt, die ſeine Kinder leider nicht zu mildern vermochten. Dann ſaß er ſtumm in einem Winkel mit gefalteten Händen, und ſah ſtarr vor ſich hin, oder er ging hinaus auf den Kirchhof, das Wetter mochte ſein, wie es wollte. Dort ſaß er eine Stunde auf dem Grabe ſeiner Frau, und ſuchte ſich einzubilden, daß er noch, wie vormals, ſeine Sorgen mit ihr theile.

Dieſer Gang nach dem Kirchhofe gewährte ihm noch die meiſte Beruhigung. Allein der Spätherbſt kam, und ſein Alter konnte die Beſchwerden der rauhen Witterung nicht ertragen. Eines Abends hatte er auf dem geliebten Grabe ſich eine ſtarke Verkältung zugezogen, kränkelte einige Tage, mußte ſich zu Bette legen, ſah gleichgiltig die Annäherung des Todes, und ſtarb, minder von der Krankheit aufgerieben, als aus Lebensüberdruß.

Julius wurde ein redlicher Vater der nun verwaiſten Kinder, aber das konnte er ſich nicht verhehlen, daß dieſe Familie noch vereint und glücklich lebe nwürde, wenn er nicht aus falſcher Scham ſeinen Vater belogen hätte. »Es läßt ſich nicht Alles wieder gut machen!« ſeufzte er laut, und kämpfte gegen die unheilbarſte Schwermuth, die des Gewiſſens.

Mariane, ſeine Gattin, empfand den tiefſten Kummer über den Tod ihres Vaters. Um ſie und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, machte er kleine Reiſen mit ihr, unter andern eine zu demſelben Jahrmarkte nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren als ein froher Jüngling beſuchte. Als ſie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden aus bloßem Muthwillen den unrechten Weg gezeigt, fiel ihm zum erſten Male dieſe Lüge auf das Herz. Er wollte ſeiner Frau die Anekdote erzählen, aber die Scham verſchloß ihm den ſchon geöffneten Mund. Hoffentlich, dachte er, iſt dieſe Strafe die einzige jenes Uebermuths.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie immer viel Gewühl, viel zu ſchauen, viel zu verkaufen. Das junge Ehepaar ſchlenderte den ganzen Tag aus einer Bude in die andere, und fand wirklich Zerſtreuung unter den tauſend fremden Menſchengeſichtern. Ermüdet hatten ſie einſt den Abend ſich an der Wirthstafel unter mancherlei Gäſten gelagert, da wurden — wie an ſolchen Tafeln zu geſchehen pflegte — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter andern kleine Körbchen, ſehr niedlich von Papier geflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen ſcharfen Stich im Herzen, denn ſie erinnerten ihn an Anton, der ſchon als Knabe ſehr geſchickt in ſolcher Arbeit war. »Wer hat die Körbchen gemacht?« fragte er haſtig.

»Dort ſitzt er an der Thür,« antwortete ſein Nachbar, »ein junger Invalide, dem beide Beine abgeſchoſſen wur-

den, und der sich bis jetzt auf diese Weise einen kümmerlichen Bissen Brot erwirbt."

Julius schlug die Augen auf, erkannte seinen Spielkameraden, stürzte hin zu ihm, und schloß ihn weinend in seine Arme, zum großen Erstaunen des Invaliden und aller Anwesenden. Der arme Anton blieb nicht lange in Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einst sein Bruder gewesen, hatten sich mit greller Stärke in sein Gedächtniß gegraben; unwillig entzog er sich dessen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und seine Freude, wie seine Reue waren so ungekünstelt, daß der gute Anton sich bald bewegen ließ, mit seinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf sein Zimmer, drückte ihn noch einmal mit Ungestüm an sein Herz, schaffte alle Erquickungen herbei, die der Wirth vorräthig hatte, und bat ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm seine Geschichte zu erzählen.

»Ach!" sagte Anton, »die ist kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Hause vertrieben hattest — (Julius schlug, vor Scham glühend, die Augen nieder) — schweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die Werber. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen ist, siehst du wohl." Er sah dabei auf seine hölzernen Beine und seufzte tief; Julius stand zerknirscht vor ihm. »Das ist der Sohn des Mannes, dem mein Vater sein Glück, dem

ich ſelbſt meinen Wohlſtand verdanke! Den hab' ich durch eine ſchändliche Lüge in die weite Welt gejagt! Der iſt durch mich zum Krüppel geworden!" — Solche Gedanken zerriſſen ſein Herz. »Vergib mir, mein guter Anton!" ſtammelte er, »ich will erſetzen, was ich vermag."

Erſetzen? murmelte Anton, und blickte wieder auf ſeine hölzernen Beine. — »Komm zu mir," fuhr Julius fort, theile mit mir, was ich habe! Sei wieder mein Bruder, wie vormals!"

Gern nahm der arme Invalide zwar den Vorſchlag an, denn ſeine Papierkörbchen nährten ihn kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte — und er wollte es wahrlich von Herzen — die abgeſchoſſenen Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage kaufte Julius für ihn eine bequeme in Federn hängende Kaleſche, um den Wiedergefundenen, der an ſchlecht geheilten Wunden oft noch litt, ſo ſanft als möglich heimzuführen. Dieſe Anſtalten verzögerten ſeine Abreiſe, und aus langer Weile wollte Mariane, des Jahrmarkts-Getümmels bereits müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen. Zu dieſen gehörte auch ein Hoſpital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Gatten ging ſie durch die Krankenſtube, freute ſich der reinlichen Betten, und theilte mit wehmüthi-

gem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann beſuchte ſie die Blinden in einem andern Flügel des Hauſes, die, nach dem Muſter des vortrefflichen Pariſer-Inſtituts, dort den köſtlichſten Sinn entbehren lernten. Auf dem Rückwege mußte ſie über eine Gallerie gehen, wo ſie in einem offenen Zimmer eine ſehr ſchöne junge Frau mit zerſtreuten Haaren ſitzen ſah, die eben dieſe Haare beſtändig in Zöpfe flocht, wieder aufdrehte und abermals flocht.

Neugierig blieb Mariane ſtehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — »Ach!« ſagte er, die arme junge Perſon iſt wahnſinnig.« Erſchrocken klammerte ſich Mariane an ihren Mann, und wollte ſchnell vorübergehen, allein der Führer verſicherte, ſie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemanden etwas zu Leide. Ja, anfangs habe ſie geraſet, man habe ſie binden, auch wohl peitſchen müſſen; aber nun, ſeitdem ſie Geſellſchaft habe, ſei ſie fromm wie ein Kind.

»Welche Geſellſchaft?« fragte Julius.

»Treten Sie hinein,« antwortete der Führer, »Sie werden eine der intereſſanteſten, wiewohl der traurigſten Geſchichten vernehmen.«

Die Fremden traten hinein und gewahrten nun, in einer Ecke ſitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor ſich hinſtarrte, und ihrer nicht zu achten ſchien.

»Iſt der auch wahnſinnig?« flüſterte Julius dem Führer zu.

»O nein, nur ſehr unglücklich! er hat ſich blos hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich iſt, als er, weil ſie ihren Zuſtand nicht kennt.«

Mariane faßte ſich ein Herz, trat der armen Wahnſinnigen näher und fragte ſanft: »Was machen Sie da?«

Die junge Frau grinſte Marianen freundlich an: »Ich putze mich,« ſagte ſie, »ich putze mich für meinen Mann; heute wird er kommen.«

Marianens Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wünſchte die Geſchichte der Leidenden zu wiſſen, und auf die Verſicherung des Führers, daß der junge Mann ſie wohl bisweilen erzähle, wenn er durch Theilnahme erweicht werde, wandte ſich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an, und bat ihn mit dem ſanfteſten Ausdrucke der Empfindung, den Urſprung dieſes Elends ihm und ſeiner Gattin mitzutheilen. Anfangs blickte der Mann ihn wild an, und ſchien ſeine Bitte nicht zu achten; als er aber Marianen weinen ſah, da betrachtete er ſie lange ſchweigend, ſeine Wildheit ging in Schwermuth über, und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

»Mein Vater,« hub er an, »war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre

nachher wollte er ſich wieder mit einem Frauenzimmer verbinden, das er liebte, und von dem er herzlich wieder geliebt wurde; allein ſie war von einem eigenſinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und ſeine Einwilligung hartnäckig verſagte. Länger als ein Jahr boten die Liebenden Alles auf, um jenen Groll zu vertilgen, aber vergebens. Indeſſen rückte die Zeit heran, wo das Frauenzimmer mündig, der Gewalt ihres Oheims und Vormundes entzogen werden ſollte. Beide Liebende erwarteten dieſen Zeitpunkt mit Ungeduld, doch ehe er noch eintrat, entführte der Alte ſeine Nichte, Niemand wußte wohin.

»Mein Vater war in Verzweiflung. Er forſchte unaufhörlich nach dem Aufenthalt ſeiner Geliebten, er unternahm ſelbſt eine lange Reiſe in dieſer Abſicht, doch all ſein Forſchen blieb fruchtlos.

»Kurz vor ihrem Verſchwinden hatte er ein Findelkind bei ſich aufgenommen, ein liebes Mädchen, das ich Schweſter nannte. Wir wuchſen mit einander auf, und mein Vater theilte ſeine Liebe zwiſchen uns beiden.

»So viel wußte ich von ſeiner Geſchichte, als ich, um die Handlung zu erlernen, mich in die Reſidenz begab, und nach fünf Jahren Buchhalter in einem guten Hauſe wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage gerührt

ſei, daß er die Annäherung ſeines Todes fühle, und mich dringend bitten laſſe, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe ſeiner Sterbeſtunde hänge. Ich warf mich haſtig auf ein Pferd und flog zum Thore hinaus. Als Knabe hatte ich dieſen Weg nur einmal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich ſtutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landſtraße ſich theilte. Mich ergriff der ängſtliche Gedanke, es ſei möglich, daß ich den falſchen Weg erwählen, und dadurch die koſtbarſten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieſer ängſtlichen Minute einen wohlgekleideten Reiter kommen ſah, ſo verſchwand meine Beſorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er ſelbſt mußte ihn wiſſen, denn, da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, ſo kam er entweder gerades Weges aus meiner Geburtsſtadt, oder die andere Straße mußte die rechte ſein. Das Erſte war der Fall, wie ſich nachher ergab; allein der Unmenſch trieb den grauſamſten Muthwillen mit mir, und zeigte mir den falſchen Weg.

Julius erblaßte. »Wann war das?« fragte er den Erzähler ſtotternd.

„Vor drei Jahren um dieſelbe Zeit. Ich war wohl ſchon zwei Stunden auf dem Irrwege fortgeritten, ohne manchen mir begegnenden Wanderer zu fragen; denn eine ſolche Frage hätte mich nur aufgehalten, und wie konnte

ich vermuthen, daß ein Menſch ſo ſchlecht geweſen, die einfachſte, leichteſte Pflicht der Menſchenliebe zu verhöhnen?

Julius hielt mit zitternder Hand ſein Schnupftuch vor das Geſicht.

»Endlich,« ſo fuhr der Erzähler fort, »kam ich an ein mir unbekanntes Städtchen, und wurde meinen Irrthum gewahr. Den böſen Schalk verfluchend kehrte ich ſtracks um, und ſpornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich ſpät in der Nacht vor meines Vaters Hauſe ankam. Ach! es war zu ſpät! Wenige Stunden vorher hatte er den gequälten Geiſt aufgegeben, und ſeine letzten Worte waren eine Frage nach mir!

»Als die erſten ſchmerzvollen Tage überſtanden waren, unterſuchte ich emſig alle ſeine Papiere, um eine Spur des Geheimniſſes zu entdecken, welches er mir noch hatte vertrauen wollen; allein umſonſt. Da ich die Geſchäfte alle in der beſten Ordnung fand, ſo meinte ich, es müſſe blos eine perſönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, geweſen ſein, und in dieſer Vermuthung gab ich den Armen reichlich.

»Babet, das nun durch meines Vaters Tod zum zweiten Male verwaiſte Findelkind, war ſeit meiner Abweſenheit ſo ſchön und liebenswürdig geworden, und hing noch immer mit ſo ſchuldloſer Liebe an mir, daß ich ſogleich beſchloß, ſie zu meinem Weibe zu nehmen, um ſo

mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für ſie gekannt, und vermuthen durfte, daß, wenn ſein Schatten uns umſchwebe, dieſe Verbindung ihn freuen werde; ja, ich hegte gern den Gedanken, daß er vielleicht gerade deshalb ſo ſehr gewünſcht, mich noch zu ſprechen, um mir Babet zur Gattin zu empfehlen.

»Auch ihr ſchmeichelte dieſe Vorſtellung. Wir verbanden uns, und lebten ein halbes Jahr ſo glücklich mit einander, ſo glücklich —

Hier unterbrachen Thränen ſeine Worte, er mußte ſich ſammeln, ehe er weiter reden konnte. — Julius ſchien auf einer glühenden Lava zu ſtehen. — Der bleiche junge Mann fuhr fort: »Ein Brief aus Nord-Amerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieſes ſtille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geſchrieben, — nicht von ſeiner Geliebten, — von ſeiner Gattin, mit der er ein ganzes Jahr heimlich vermählt geweſen. Sie meldete ihm, daß endlich ihr grauſamer Oheim geſtorben; und wie er ſie viele Jahre in einem Winkel von Louiſiana verborgen, und wie er einen dortigen Pflanzer ihr zum Gatten aufdringen wollen; aber ſie ſei ihrem Schwur und ihrer Liebe ſtets treu geblieben, — dasſelbe hoffe ſie von dem geliebten Manne — nun ſei ſie endlich frei und im Begriffe nach Europa zurückzukehren — freilich ſei ſie alt geworden, und werde ihm nicht mehr ſo reizend erſcheinen, wie in jenen glücklichen Tagen der Jugend und Liebe;

aber ſie lebe der frohen Ueberzeugung, daß das Kind, welches ſie ihm geboren, ihre Babet, das Bild der Mutter in des Vaters Herzen ſtets erneuern werde. — Erlaſſen Sie mir das Uebrige! — Sie ſehen hier die Folgen dieſes Briefes — ich war der Gatte meiner Schweſter! ich mußte mich von ihr trennen — leider war mein Kopf ſo ſtark, daß er das Schrecklichſte ertrug, ohne verwirrt zu werden; — der ihrige unterlag! denn zu der grenzenloſen Liebe für mich, der ſie entſagen ſollte, geſellte ſich auch noch ihre ſchüchterne Frömmigkeit — ſie glaubte, ein ungeheures Verbrechen, obſchon unwiſſend, begangen zu haben — ſie fiel in Raſerei — man mußte ſie binden — man mußte meine ſanfte Babet durch gewaltſame Mittel bändigen; nur wenn ſie mich erblickte, wurde ſie ſtill und ruhig, obgleich ſie mich nicht kannte, und nie wieder erkannt hat! Dieſe mehrmals wiederholte Erfahrung beſtimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es iſt das einzige, was ich für ſie thun kann, und ich will es thun, bis Gott ſie oder mich abruft.

»Bald wird auch ihre Mutter eintreffen — welch ein neues Schauſpiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmenſch Zeuge davon ſein könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieſes namenloſe Elend über uns gebracht hat! Er ſei verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnſinnige Kinder geben, die, täglich ihn angrinſend, meine arme Babet furchtbar rächen!

Digitized by Google

Bei dieſen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt ſich noch einen Augenblick, und ſank dann ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu ſich kam, lag er auf einem Ruhebette im Wirthshauſe, und ſtarrte Alles um ſich her mit wilden Blicken an. Gegen Abend ergriff ihn ein heftiges Fieber. Anton und Mariane wichen nicht von ſeinem Bette. Wochen lang kämpfte er mit dem Tode, ſeine ſtärkere Jugend ſiegte, aber um den Frieden ſeiner Seele war es für immer geſchehen! — Er ſchlich herum wie ein Träumender, verſteckte ſich ſchüchtern vor jedem Fremden, und war ſtumm, ſelbſt für ſeine Gattin und Hausgenoſſen. Nur als er, von tiefem Kummer nach und nach aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er, wenige Stunden vor ſeinem Tode, ſich den Knaben auf das Bett heben, den Mariane ihm geboren hatte, und ſprach zu ihm mit heißen Thränen: Mein Kind! Lüge nie! Selbſt die kleinſte Lüge kann ſchreckliche Folgen nach ſich ziehen! Und beſäßeſt du alle Schätze der Erde, du wirſt Lügen vergebens wieder gut machen wollen!

Die Reiſe nach Köln.

Hinweg von dem traurigen Bild des hart beſtraften Lügners! Die Folgen dieſes Laſters ſind nicht immer ſo ſchrecklich, oft nur lächerlich; ſie ſchaden nicht immer Andern, oft nur dem Lügner ſelbſt.

In Köln lebte ein Mann, Namens Dietrich Schwarz, der eine hübſche Tochter und ein großes Vermögen hatte. Er war aber kein Nachkömmling von dem berüchtigten Berthold Schwarz, der, vor faſt fünfhundert Jahren, dort zum Verderben der Menſchheit das Pulver erfand, ſondern er war aus Sachſen gebürtig, ſchon in ſeiner Jugend in die Fremde gezogen, und hatte durch Fleiß und Glück ſeinen Wohlſtand begründet.

Zwei ſeiner Brüder lebten noch in Sachſen, arme aber redliche Männer, und obgleich Herr Dietrich Schwarz die Heimath nie wieder beſucht hatte, ſo hing er doch noch immer mit großer Liebe an ſeinen Verwandten, wie die braven Sachſen gewöhnlich zu thun pflegen. Regelmäßig ſchrieb er jährlich zweimal nach Hauſe, meldete, was ihm Merkwürdiges begegnet, und empfing dagegen den Bericht von Allem, was in der Familie vorgefallen, wurde auch fleißig zu Gevatter gebeten.

Jeder ſeiner Brüder hatte einen Sohn, Chriſtoph hieß der eine, Karl der andere dieſer Söhne, beide waren

des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neujahrstage ein Gratulationsschreiben zu übersenden, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldstück herausrückte, und sich freute zu hören, daß beide ein Paar geschickte Jünglinge geworden.

Seine Tochter, Erneſtine, hatte nun das sechzehnte Jahr erreicht, und es meldeten sich manche Freier; allein er hatte beschlossen, daß sie einen ihrer Vettern heirathen solle — wenn er anders ihrer würdig sei — damit sein erworbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforschen, ob einer dieser Vettern, und welcher das Glück verdiene, Erneſtinens Gemahl zu werden, fing er es schlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerst machte er seine Brüder mit seinem Vorhaben bekannt. Beide stimmten fröhlich ein und strichen ihre Söhne um die Wette heraus.

»Erneſtine kann aber doch nur Einen heirathen,« antwortete Dietrich Schwarz, »darum begehre ich von euch, daß ihr sie beide auf meine Kosten zu mir sendet, damit wir das Aussuchen haben. Weil aber beide noch sehr jung sind, und zum ersten Male in die Welt gucken, so will ich nicht, daß sie die weite Reise ohne alle Aufsicht unternehmen, sondern ich werde meinen vertrautesten Handlungsdiener, den Herrn Lange, schicken, einen Mann bei Jahren, der sich viel in der Welt herumgetrieben und

überall Beſcheid weiß; der wird ſie ſicher zu mir geleiten. Er ſoll gegen Oſtern bei euch eintreffen.“

Dieſe Nachricht verurſachte in der Schwarz'ſchen Familie eine große Bewegung. Es wurden neue Kleider gemacht, die Mütter und Schweſtern nähten neue Wäſche, und verabſäumten nichts, um ihre Söhne und Brüder ſo herauszuſtaffiren, daß ſie als Brautwerber mit Ehren jenſeits des Rheins auftreten könnten. Die beiden Jünglinge ſelbſt hegten ſehr verſchiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn ſie die ſchöne, reiche Couſine heimführen könnten, nur mit dem Unterſchiede, daß der ſchüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Chriſtoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen ſollte. Wahr iſt's, er wußte zu ſchwatzen und ſeine Kenntniſſe geltend zu machen, auch manche, die er nicht beſaß; er ſtreute den Leuten Sand in die Augen, und konnte mit einer edlen Unverſchämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war ſeine Geſtalt minder angenehm, als die ſeines Vetters, aber er kleidete ſich geſchmackvoll und hatte beſſer tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von ſich geben, und wenn ſein Vetter der Kreuz und Quer über Dinge ſchwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, ſo ſchwieg er hingegen nur zu

oft über Dinge, die er sehr wohl kannte. Auch wußte er selbst recht gut, daß er sich in Gesellschaften ein wenig linkisch benahm, und daß seine Verbeugungen nicht zu den zierlichen gehörten. Dieses Bewußtsein machte ihn noch verlegener, noch stummer, und so war es denn kein Wunder, daß Manche ihn einen ehrlichen Simpler nannten.

»Ach!« dachte er, »wenn mein Oheim einen guten Schwätzer und meine Cousine einen guten Tänzer begehrt, so kommt die Reihe nicht an mich. Doch es geschehe, was da wolle, meines Vetters Glück will ich nimmer beneiden.«

Mit großem Verlangen sahen beide Jünglinge dem Osterfeste entgegen, und so oft der Postwagen von Leipzig ankommen sollte, fand man sicher beide auf der Landstraße, den angemeldeten Herrn Lange erwartend. Er kam endlich. Es war aber Herr Dietrich Schwarz in eigener Person. Nämlich, er hatte klüglich berechnet, daß die beiden jungen Leute, wenn sie nach Köln zu ihm kämen, nur ihre schönsten Seiten herauskehren würden, und er folglich doch kein richtiges Urtheil über ihre Charaktere fällen könnte. Auf einem Postwagen hingegen, auf einer Reise von fünfzig Meilen, da hätte es mit dem Henker zugehen müssen, wenn er sie nicht vollkommen entziffert hätte. Darum beschloß er, die Rolle des Herrn Lange selbst zu übernehmen, und kam am grünen Donnerstage mit seinen eigenen Kreditiven wohl versehen.

Christoph und Karl machten bereits auf der Landstraße seine Bekanntschaft. Jener versicherte ihn, er habe schon drei Nächte in einem Dorfe geschlafen, wo der Postwagen durchfahren müsse, um ja das Vergnügen nicht zu versäumen, ihn zuerst willkommen zu heißen. Karl schwieg, denn er war kaum seit einer halben Stunde mit seinem Vetter aus dem Thore gegangen, und wollte ihn doch nicht Lügen strafen.

Herr Lange stieg aus und schlenderte vollends zu Fuße mit seinen neuen Bekannten nach der Stadt. Christoph erkundigte sich nach des Oheims Befinden, ob er noch so sehr rüstig sei? Wie viel er wohl im Vermögen habe? Ob er gleich nach der Hochzeit mit dem Gelde herausrücken werde? Oder ob man seinen Tod erst abwarten müsse? in welchem Falle er lieber gar nichts von ihm haben wolle, denn er empfinde bereits eine Zärtlichkeit für ihn, als ob er sein rechter Vater sei. Im Grunde werde er ihm ein kleines Opfer bringen, weil schon manches schöne reiche Mädchen in seiner Vaterstadt die Augen auf ihn geworfen.

Karl sagte weiter nichts, als: der Oheim muß wohl ein rechter braver Mann sein, weil er seine Familie so großmüthig bedenkt.

Herr Lange hörte und sah mit allen seinen Augen und Ohren. Beide Neffen hatten ihn in die Mitte genom-

Digitized by Google

men. Er maß mit Seitenblicken bald dieſen, bald jenen, und freute ſich ingeheim über die beiden ſtattlichen Jünglinge. Weder ſein Herz noch ſeine Vernunft trafen eine vorläufige Wahl; doch wenn er ſich auf ſein Gewiſſen befragte, welcher ihm am beſten gefalle? ſo ſchien es doch, als gäbe er dem muntern, geſchwätzigen Chriſtoph den Vorzug. Allein davon ließ er ſich vor der Hand nichts merken, ja, er beſaß ſogar Stärke genug, alle die heftigen Empfindungen der fröhlichſten Wehmuth zu unterdrücken, die ihn, nach einer mehr als dreißigjährigen Abweſenheit, beim Anblicke ſeiner Vaterſtadt, noch mehr beim Wiederſehen ſeiner Brüder, ergriffen. Er gab ſich auch ihnen nicht zu erkennen, wohl einſehend, daß die väterliche Liebe ſie leicht verleiten könne, den Söhnen zu verrathen, was er im Schilde führte.

Bei Chriſtoph's Vater forſchte er vor allen Dingen, ob der Sohn nicht etwa ſchon in irgend einer Verbindung mit einem andern Frauenzimmer ſtehe? weil, nach deſſen Aeußerungen, es nur von ihm abhing, eine der vortheilhaften zu ſchließen. Der Vater betheuerte hingegen, Chriſtoph ſei erſt vor wenigen Monaten von der Univerſität zurückgekommen, und kenne nicht ein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt. Das fiel dem Oheim auf. Gleich am erſten Abend bei der Mahlzeit war es auch ſchon kund geworden, daß er keineswegs drei Tage in einem Dorfe zugebracht, um ihn zu erwarten. Alſo ſchon die zwei Lügen! Darüber ſchüttelte der Alte bedenklich den Kopf.

Digitized by Google

»Ich bin gar nicht verlegen um eine Versorgung,« hatte Christoph auch zu ihm gesagt, »denn unser Fürst bemerkt mich allergnädigst, und zeichnet mich bei jeder Gelegenheit aus. Noch neulich, als ich mit meiner Schwester Annchen dem Exerziren beiwohnte, hat er mich sehr freundlich angeredet.« Der junge Herr berief sich dabei auf Annchen, ein munteres, naives Mädchen, die eben mit ihrem Strickzeug am Fenster saß. »O ja,« sagte sie lachend, »der Fürst hat dich angeredet. Geh' Er doch in's Teufels Namen aus dem Wege! die Husaren werden Ihn ja überreiten.«

Der Oheim lächelte. »Nun freilich,« äußerte Christoph etwas verlegen, »Se. Durchlaucht waren besorgt um mich.«

Aus diesen kleinen Vorfällen schloß Dietrich Schwarz, daß er auf seiner Hut sein müsse, um nicht durch Christoph's angenehme Eigenschaften geblendet zu werden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, während dem in der Familie, dem Abgesandten des Bruders zu Ehren, wacker geschmauſt worden war, setzte sich Herr Lange mit den beiden, seiner Obhut anvertrauten Gefährten auf den Postwagen und reiste unter Segenswünschen ab. Christoph flüsterte seiner Schwester noch in's Ohr: »Be-

ſtelle dir nur zeitig bei unſerm Stadt-Poeten ein Hochzeitsgedicht in Stanzen!" Karl aber ſagte zu der ſeinigen: »Lache mich nur nicht aus, wenn ich ohne Frau nach Hauſe komme!"

Des Oheims Beſtreben ging auf der Reiſe hauptſächlich dahin, die jungen Leute ſchwatzen zu laſſen, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, ohne über irgend einen Punkt ſeine eigenen zu verrathen. Er ſtellte ſich vielmehr etwas einfältig, damit ſie nicht ſcheu gegen ihn würden. Dennoch ſprach Karl bei weitem nicht ſo viel, als Herr Lange gewünſcht hätte; indeſſen, was er ſprach, war verſtändig und wahrhaft. Chriſtoph hingegen plauderte unaufhörlich, unterhielt durch Witz und Laune, nahm es aber mit der Wahrheit nicht genau. Die Elbe drohte in dieſem Frühjahre weit auszutreten; das gab ihm Veranlaſſung, ſich zu rühmen, daß er ein vortrefflicher Schwimmer ſei, und noch im vorigen Jahre bei Meiſſen ein Kind aus dem Waſſer gerettet habe. Er berief ſich dabei, nach ſeiner Gewohnheit, auf das Zeugniß ſeines Vetters, der das Faktum zwar nicht bekräftigte, aber doch ſchwieg — und Chriſtoph wußte wohl, daß er ſchweigen würde. Der Oheim freute ſich im Stillen dieſer edlen That, und dachte, der junge Menſch iſt ein Windbeutel, aber das wird ſich geben, er iſt brav.

Seine gelehrten Kenntniſſe verſtand der Alte nicht zu prüfen; da aber Chriſtoph einigemal Verſe aus dem

Virgil zitirte, und verſicherte, dieſen Dichter ſo gut zu verſtehen, als ob er Gellert's Fabeln läſe, ſo machte ſich Herr Schwarz auch von ſeinen Kenntniſſen große Begriffe.

Gelegentlich hatte der angebliche Herr Lange geäußert, er ſei zum erſten Male in Norddeutſchland, und weiter als bis Dresden nie gekommen. Chriſtoph fragte: ob er nicht in Berlin geweſen ſei? und auf die Verneinung dieſer Frage hub er an zu erzählen, wie er vor zwei Jahren eine Reiſe dahin gemacht, auf dem Entenmarkte gewohnt, den Obelisk auf dem Schloßplatze bewundert, auf der Spree eine Fregatte erbauen ſehen, im Thiergarten ſich an den Känguruhs ergetzt, die dort ſo häufig herumliefen, als in Sachſen die Haſen, und was dergleichen mehr war. Der Oheim, der wirklich nie in Berlin geweſen, auch ſonſt eben keine großen geographiſchen Kenntniſſe beſaß, hörte dem angenehmen Schwätzer mit offenem Munde zu. Aber plötzlich erhub ſich eine Stimme aus dem Hintergrunde des Poſtwagens, die einem alten verabſchiedeten Dragoner-Hauptmann zugehörte. »Sakerment!« brüllte die Stimme, »ich bin doch ſelbſt ein Berliner, aber von allen den Herrlichkeiten hab ich in meinem Leben nichts gehört. Ein Obelisk auf dem Schloßplatze — eine Fregatte auf der Spree — Känguruhs im Thiergarten — ich will verdammt ſein, in einer Enten-Pfütze zu wohnen — denn einen Entenmarkt gibt es in Berlin

auch nicht — wenn der junge Herr nicht lauter Wind macht.»

»Ich bitte um Verzeihung,» ſtammelte Chriſtoph, »der Herr Hauptmann ſind vielleicht lange nicht in Berlin geweſen?»

»Seit vier Jahren nicht.»

»Nun, in vier Jahren kann ſich Vieles ändern.»

Der Offizier lachte in ſeinen Schnurrbart und ließ es gut ſein. Der Oheim aber ſchrieb es ſich hinter das Ohr. In Leipzig, wo gerade Pferdemarkt war, forderte er den jungen Herrn auf, einen wilden Meklenburger zu beſteigen, denn Chriſtoph, der in Jena manches Philiſterpferd getummelt hatte, prahlte öfter unterwegs, er ſei der beſte Reiter in ganz Sachſen, und fürchte ſich vor keinem Bucephalus. Herr Lange freute ſich, eine Gelegenheit zu finden, dieſe gerühmte Kunſt auf die Probe zu ſtellen. Chriſtoph konnte es nicht mehr ablehnen, ſchwang ſich auf den Gaul und wurde augenblicklich ſo unſanft herabgeworfen, daß er einige Tage Zimmer und Bett hüten mußte. In der erſten halben Stunde ſchämte er ſich ein wenig, weil Jedermann ihn auslachte, dann vergaß er's wieder.

Der Aufſchub der Reiſe verurſachte dem Oheim Langeweile. Er ging in einen Buchladen, begehrte ein neues

interessantes Produkt, und man gab ihm das berühmte Buch: Ansichten und Aussichten. Er las und es gefiel ihm sehr, denn der Verfasser hat es wenigstens sehr gut gemeint. Auch Christoph blätterte darin und bemerkte vor allen Dingen, daß der Verfasser sich nicht genannt habe. Als nun Herr Lange eines Abends mit warmen Lobe von diesem Buche sprach, hub Christoph mit erkünstelter Bescheidenheit an: »Ihr Lob, mein werther Herr Lange, ist so schmeichelhaft, daß ich mich nicht überwinden kann, mein hartnäckiges Schweigen länger zu behaupten. Sie sollen wissen, ich bin der Verfasser dieses Buches. Doch es bleibt unter uns. Ich wollte erst der Kenner Urtheil erlauern, und war so schüchtern damit hervorzutreten, daß ich nicht einmal meinem Vetter etwas davon gesagt habe.«

Der Oheim sah ihn mit großen Augen an. Es regten sich wohl Zweifel in seiner Seele, aber er wünschte von Herzen, es möchte wahr sein, und folglich glaubte er es auch schon halb. Karl, den er darum befragte, meinte, es sei wohl möglich, sein Vetter besitze große Talente.

»Wenn er das Buch geschrieben hat,« murmelte Dietrich Schwarz, so soll eine Menge kleiner Thorheiten ihm verziehen sein.«

Sie reisen endlich weiter. In Naumburg, wo der Postwagen etwas lange aufgehalten wurde, gab sich Herr Lange

mit einem muntern zwölfjährigen Knaben, dem Sohne des Poſtmeiſters, ab, und ergetzte ſich an deſſen treffenden Antworten.

»O!« ſagte der Poſtmeiſter, »er kann auch ſchon lateiniſch.«

»Wirklich?« erwiederte Lange. »Ei, das wollen wir gleich hören. Herr Chriſtoph Schwarz, treten Sie doch näher und examiniren den Knaben ein wenig!«

Chriſtoph warf ſich in die Bruſt, ließ ihn amo konjugiren und mensa dekliniren, und das ging vortrefflich. Der Oheim, der nicht ein Wort Latein verſtand, hörte mit wahrer Rührung zu, und überzeugte ſich von den Kenntniſſen ſeines Neffen. Aber indeſſen war ein Schüler aus Sekunda hereingetreten, der Lehrer des Knaben, der den Herrn Examinator lateiniſch anredete: Quove tenetis iter? — da verſtummte der gelehrte Lateiner.

»Ei,« ſagte Herr Lange, »ſo antworten Sie doch, Sie leſen ja den Virgil, als ob es Gellert's Fabeln wären.«

»Mein lieber Herr Lange,« ſtotterte Chriſtoph, »es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Virgil und zwiſchen einem ſolchen Küchenlatein; das verſteh' ich nicht.«

Digitized by Google

»Ich bitte um Verzeihung,« ſagte der Schüler, »gerade dieſe Phraſe: quove tenetis iter, iſt aus der Aeneide des Virgil, und zwar aus dem erſten Buche entlehnt.«

»Das kann ſein,« antwortete Chriſtoph, ſich verdrießlich umwendend, »im Sprechen hab ich mich nicht geübt.« — Ei, ei! dachte Herr Lange; wenn es nur mit den Anſichten und Ausſichten ſeine Richtigkeit hat!

In Weimar war der ehrliche Dietrich Schwarz im Hauſe des gaſtfreien Bertuch bekannt. Er wurde, nebſt ſeinen jungen Begleitern, zu einer freundlichen Thee-Geſellſchaft eingeladen, wobei verſchiedene Gelehrte mit berühmten Namen, Einheimiſche und Fremde, gegenwärtig waren. Karl ſaß mit ſtillem Entzücken im Kreiſe von Männern, die er ſo oft bewundert hatte, und lauſchte Jedem die Worte von den Lippen. Selten und nie unbefragt war er ſo kühn, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Chriſtoph hingegen ſchwatzte links und rechts über den Tiſch hinüber, doch weil er nicht dumm ſchwatzte, ſo hatte der Oheim im Stillen ſeine Freude daran, zumal da er ſah, daß einige der Gelehrten den kecken Neffen einer wohlwollenden Aufmerkſamkeit würdigten, indeſſen Karl überſehen wurde. Ich muß doch den Chriſtoph überraſchen, dachte er; es wird ihnen Allen und mir Freude machen.

Digitized by Google

»Meine Herren,« ſagte er laut, »iſt Ihnen ein neues Büchlein bekannt, betitelt: Anſichten und Ausſichten?«

»Ei freilich!« riefen Alle.

»Nun, ich habe die Ehre, in dieſem jungen Manne Ihnen den Verfaſſer zu präſentiren.«

Ei wirklich? erſcholl es von allen Lippen; und nun drängten ſich die Gelehrten um den beſcheidenen Anonymus, und überhäuften ihn mit Lobſprüchen, und faſt hätte Karl bei ſich ſelbſt gedacht: wer doch auch ſo lügen könnte, wie mein Vetter!

Im erſten Augenblicke, da Herr Lange das Geheimniß verrieth, wurde Chriſtoph blaß und roth, und das Herz klopfte ihm gewaltig. Als er aber ſah, daß Alles glücklich ablief, und daß die berühmten Männer ihn nun ſämmtlich als ihres Gleichen behandelten, da fand er ſich ſehr ſchnell in ſeine Lage, nahm mit freundlichen Verbeugungen alle die Lobſprüche in Empfang, oder lehnte ſie mit ſchlecht erkünſtelter Beſcheidenheit ab.

Dieſe Entdeckung hatte die Folge, daß die Gelehrten um die Wette den Schriftſteller Chriſtoph Schwarz nebſt ſeinem Bruder und Herrn Lange zu Gaſte luden, wobei wohl zu bemerken war, daß die letztern Beiden nur

unter ſeinen Flügeln ſich einfinden durften. Auch gab es ihnen Chriſtoph bisweilen mit einigem Lächeln zu verſtehen. Dem ſtillen Vetter Karl war dies doch ein wenig ſchmerzlich, dem Oheim aber gewährte es einen köſtlichen Genuß, und Alles, was er ſich hinter das Ohr geſchrieben hatte, verlöſchte nach und nach.

Schon vier Tage hindurch hatten ſie von einer wohlbeſetzten Tafel zur andern ſich durch den Lohnbedienten führen laſſen, und überall, beim kräftigen Dufte des Rheinweins, auch den ſüßen Dampf des Weihrauches nicht vermißt. Auf den fünften waren ſie eingeladen, und fanden dieſesmal die Geſellſchaft beſonders zahlreich, obgleich bei ihrer Ankunft die Gäſte noch nicht alle verſammelt waren. Unter den ſchon Gegenwärtigen befand ſich Einer, der mit den Grundſätzen des mehr genannten Buches nicht einſtimmig dachte, obſchon er deſſen Verfaſſer alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bat den jungen Herrn Schwarz um Erlaubniß, ihm einige Einwürfe vorzutragen, und that es mit vieler Humanität. Es hatte ſich um beide ſogleich ein Kreis gezogen, und ſo ſehr auch Chriſtoph dieſer Prüfung auszuweichen ſuchte, betheuernd, daß er nur hinter dem Schreibtiſche ſeine Gedanken gehörig ordnen könne, ſo wäre es doch höchſt unſchicklich geweſen, gar nicht zu antworten. Herr Lange ſelbſt feuerte ihn an, ſeine Grundſätze zu vertheidigen. Er wagte endlich einige Worte, in Hoffnung, daß die Suppe bald

erſcheinen, und dem läſtigen Geſpräch ein Ziel ſetzen werde; allein, was er ſagte, enthielt ſo auffallende Widerſprüche, daß ſein Gegner voll Verwunderung ihn in die Enge trieb, und alle Umſtehende die Angſt auf ſeinem Geſichte laſen. Er blickte mehrmals nach der gedeckten Tafel, die Suppe wollte noch nicht erſcheinen, wohl aber traten zwei neue Gäſte herein. Der Eine derſelben, ein alter Freund vom Hauſe, wandte ſich ſogleich an den Wirth, ſprechend: »Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen hier noch einen ungebetenen Gaſt mitbringe, wenn ich ſage, daß ich die Ehre habe, Ihnen den Verfaſſer des ſchönen Werkes, Anſichten und Ausſichten, zu präſentiren.«

Alle verſtummten und machten große Augen. Der Wirth faßte ſich zuerſt wieder, bewillkommte den Fremden, und ſtellte ihm die Gelehrten ringsumher vor. Als er auch an Chriſtoph kam, ſagte er: »Dieſen Herrn werden Sie ſonder Zweifel ſchon kennen? Herr Schwarz, Ihr Mitarbeiter?«

»Ich habe nicht die Ehre,« ſagte der Fremde.

»Ei ei, beſinnen Sie ſich! Er hat ja gleichfalls Anſichten und Ausſichten geſchrieben.«

»Ich verſtehe Sie nicht,« antwortete der Fremde.

»Nun ſo wird Herr Schwarz uns wohl am beſten erklären können,« fuhr der Wirth fort, wie die Sache zuſammenhängt!«

»Allerdings,« ſtammelte Chriſtoph, »vermuthlich herrſcht hier ein Irrthum. Wie ich nun vernehme, ſo iſt das Buch, von welchem hier die Rede iſt, bereits gedruckt vorhanden; das meinige, unter demſelben Titel, iſt noch Manuſkript.«

Ah ſo! ſagte der Wirth, und ein lautes, lachendes Chor wiederholte dieſes Ah ſo!

Alle wandten dem Beſchämten ſpöttiſch den Rücken, und der dichte Kreis, der ihn kurz zuvor umgab, zog ſich ſchnell um den Fremden. Der Oheim biß ſich in die Lippen, und Karl dachte: es iſt doch beſſer, nicht ſo zu lügen, als mein Vetter.

Die harte Prüfung war noch nicht überſtanden. Der wahre Verfaſſer bat ſich die Erlaubniß aus, bei Tiſche neben Herrn Schwarz zu ſitzen, da es ihm äußerſt intereſſant ſei, daß dieſer Herr über denſelben Gegenſtand geſchrieben, und ſie während der Mahlzeit ihre Ideen gegen einander austauſchen könnten. Da wurden dem armen Chriſtoph die leckern Schüſſeln durch hundert läſtige Fragen weidlich verſalzen, und jeder Biſſen blieb, nebſt der Antwort, im Halſe ſtecken. Er fand endlich kein anderes Mittel, ſich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, als plötzliche Kopfſchmerzen, die ihn nöthigten, die Tafel zu verlaſſen, und an den Wänden der Straßen in ſein

Wirthshaus zu fliehen, wo er zum Zeitvertreib an den Nägeln kaute.

Der Oheim und Vetter Karl, die zurückgeblieben waren, befanden ſich auch in drückender Verlegenheit, denn die Geſellſchaft konnte ja vermuthen, ſie hätten Theil an dem Betruge genommen. Der humane Wirth that ſein Möglichſtes, um dieſe Verlegenheit zu mindern; er zog beide öfter in's Geſpräch, welches, gegen das Ende der Tafel, glücklicherweiſe auf die ſächſiſchen Fabriken fiel. Hier war Karl ganz zu Hauſe. Er ſprach über dieſen Gegenſtand nicht allein mit ſo ausgebreiteter Sachkenntniß, ſondern er zeigte auch ſo tiefe Einſichten in die Staatswirthſchaft, daß ſämmtliche Gäſte ihm mit Vergnügen und Verwunderung zuhörten, und plötzlich eine ganz andere Meinung von dieſem ſtillen Jünglinge faßten. Auch ſein Oheim hegte mit heimlichem Vergnügen nun eine andere Meinung von ihm, und konnte ſich nicht entbrechen, ihm unter dem Tiſchtuche die Hand zu drücken.

In Weimar war nun, nach dieſer Kataſtrophe, ihres Bleibens nicht länger. Am andern Morgen in aller Frühe ſaßen ſie auf dem Poſtwagen, Herr Lange etwas verſtimmt, Chriſtoph maulend, und Karl heiter wie immer. Sie kamen ohne weitern Zufall nach Frankfurt am Main, wo ſie auch nur Einen Tag verweilten, und dann ſogleich ihre Reiſe weiter fortſetzten. Bisher waren

ſie größtentheils allein auf dem Poſtwagen geweſen, einige unbedeutende Zugvögel ausgenommen, die auf der nächſten Station wieder verſchwanden. Allein von Frankfurt aus hatte ihre Geſellſchaft ſich anſehnlich vermehrt. Eine ältliche Dame mit einem allerliebſten jungen Mädchen geſellte ſich zu ihnen, und außerdem noch ein junger Kaufmann, der in Handelsgeſchäften reiſte.

Die Bekanntſchaft war bald eingeleitet. Herr Lange fragte die alte Dame, wohin ſie gedenke? — Sie wollte gleichfalls nach Köln, um ihre Tochter dort in ein Kloſter zu bringen. Das wäre Schade, meinte Chriſtoph, und Karl dachte dasſelbe, und der junge Kaufmann wiederholte es laut. Das ſchöne Mädchen lächelte, und warf nicht ſelten verſtohlene, obgleich ſehr ſittſame Blicke auf die beiden Vettern, die ihr gegenüber ſaßen, ſprach übrigens wenig, und nur mit ihrer Mutter oder mit Herrn Lange, was ſie aber ſprach, verrieth Geiſt und Gefühl.

Chriſtoph fing an, ihr förmlich den Hof zu machen, und wurde ihr nicht ſelten läſtig durch ſein Geſchwätz, noch mehr der junge Kaufmann, der in faden Schmeicheleien unerſchöpflich war.

Den reinſten Eindruck hatte doch wohl ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit auf Karl gemacht, obgleich er kein Wort mit ihr ſprach; aber ſeine Augen hingen wider

ſeinen Willen unaufhörlich an ihr, und es war deutlich darin zu leſen, daß in ſeinem Herzen der erſte Funke der Liebe ſich entzündet hatte. Auch mochte wohl die ſchöne Julie (ſo wurde das junge Frauenzimmer genannt) ſeine Empfindungen bald errathen, denn ſie bemerkte ſeine Aufmerkſamkeit nicht ohne holde Verwirrung.

In Koblenz verweilten die Reiſenden einen Tag. Als ſie weiter fuhren, vermißten ſie den Kaufmann, der zurückgeblieben war. Julie äußerte ihr Vergnügen darüber, endlich von ihm befreit zu ſein. Da gab Chriſtoph ihr zu verſtehen, daß ſie dieſes Vergnügen ihm zu verdanken habe; daß er den Tag des Aufenthaltes in Koblenz benutzt, den Fremden unter vier Augen ermahnt, ſich fernerer Zudringlichkeiten zu enthalten, und als er dieſe höfliche Ermahnung mit Grobheit vergolten, ihn auf einen einſamen Spazirgang gefordert, und dermaßen zugerichtet habe, daß er in mehrern Wochen Koblenz nicht werde verlaſſen können.

Julie erſchrack im Ernſte. »Sie haben ihn verwundet? Doch nicht gefährlich?«

„Das eben nicht,“ antwortete Chriſtoph, »ein Hieb über den Arm und eine Schmarre über die Naſe; auf Ehre! weiter nichts.“

Bewieſener Muth macht unfehlbaren Eindruck auf weibliche Herzen. Auch die ſchöne Fremde betrachtete

ihren Ritter mit gütigern Blicken als gewöhnlich, und ſeine Heldenthat würde ihm vielleicht den Weg zu ihrem Herzen gebahnt haben, wäre nur nicht auf der nächſten Station, als ſie eben, nach gewechſelten Pferden, den Poſtwagen wieder beſteigen wollten, eine Extrapoſt vorgefahren, aus welcher der Verwundete wohlbehalten herausſprang, und ſogleich Julien mit den Worten anredete: »Sie werden geglaubt haben, meine Dame, ich ſei ein ungeſchliffener Paſſagier, der eine ſo intereſſante Geſellſchaft verlaſſen könnte, ohne ihr einmal eine glückliche Reiſe zu wünſchen? Allein ſo war es nicht gemeint. Mich hielten blos nothwendige Wechſelgeſchäfte einige Stunden länger in Koblenz zurück, aber ich wußte, daß ich mit Extrapoſt Sie bald genug einholen würde. Da bin ich wieder, und bitte um Erlaubniß, meinen alten Platz einzunehmen.»

Erſtaunt ſah Julie den jämmerlich verwirrten Chriſtoph an, der diesmal nicht ein Wörtchen aufzubringen wußte, und ſeine ſonſt flackernden Augen eine ganze Stunde lang niederſchlug. Doch war ſie noch ſo großmüthig, in Gegenwart des Kaufmanns ihn nicht zu beſchämen; allein bei erſter Gelegenheit, wo dieſer ſich entfernte, ſagte ſie ſpöttiſch: »Die Wundärzte in Koblenz müſſen wohl die Erſten in der Welt ſein, da ſie einen Hieb über die Naſe in wenigen Stunden ſo trefflich zu heilen wußten, daß nicht die mindeſte Spur davon ſichtbar blieb.»

Digitized by Google

Das war die ganze Rache, die sie sich erlaubte, und die der junge Herr, an Demüthigungen schon gewöhnt, bald verschmerzte, zumal da Julie ihn dennoch immerfort mit einer gewissen Freundlichkeit behandelte. Im Vertrauen sagte er dem Herrn Lange, das Mädchen sei in ihn verliebt, daran lasse sich gar nicht mehr zweifeln; sie habe ihm beim Aussteigen aus dem Wagen schon mehrere Male die Hände gedrückt und verstohlen geseufzt.

„Ei, da sollten Sie Ihr Glück weiter treiben," sagte Lange, »ein Liebeshandel mit einem schönen Mädchen, das in Kurzem eine Nonne sein wird, ist vorzüglich interessant."

»Freilich," antwortete Christoph, »aber meine Cousine? was würde die dazu sagen? eine Braut hat bisweilen die Grille, ganz allein geliebt sein zu wollen."

»Durch mich soll sie kein Wörtchen davon erfahren," erwiederte Lange, »darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort; doch unter der Bedingung, daß Sie mir nicht verhehlen, wenn es Ihnen gelingen sollte, die schöne Fremde, trotz der mütterlichen Aufsicht, ihrem himmlischen Bräutigam abspenstig zu machen."

Er fügte noch manches hinzu, was die Eitelkeit des Jünglings reizen und ihn ermuntern konnte, das Abenteuer zu bestehen. Es währte auch nicht lange, so hatte Christoph auf jeder Station ihm neue Fortschritte mit-

zutheilen. In Bonn, wo sie eine Nacht verweilten, sollte Julie sogar auf der Gallerie des Wirthshauses eine ganze Stunde im Dunkeln mit ihm gesprochen, und ihre Liebe unter heißen Thränen und Küssen geradezu bekannt haben. »Es ist zum Erstaunen,« sagte Herr Lange lächelnd, »daß ein so junges Frauenzimmer schon so viel Verstellungskunst besitzt, denn im Wagen merkt man nichts von dem Allen.«

Das sei unter ihnen verabredet, sagte Christoph, allein wenn er nur wollte, so würde sie augenblicklich mit ihm davon laufen. Herr Lange stellte sich gläubig und schwieg.

Sie näherten sich nun dem Ziele der Reise, nur eine harte Prüfung stand dem Lügner noch bevor, ehe sie Köln erreichten. Bei einem Dorfe, wo ein ziemlich starker Bach in den Rhein fiel, war die ganze Gegend überschwemmt, und der, im Sommer nicht sehr bedeutende Strom durch den Eisgang so angeschwollen, daß er bereits in höheren Gegenden große Verwüstungen angerichtet hatte. Zerstörte Häuser und allerlei Hausgeräthe kamen herab geschwommen.

Die Reisenden standen auf einem Hügel, und sahen dem traurigen Schauspiele zu. Plötzlich rief Julie: »Mein Gott! dort kommt eine Wiege den Strom herab! wenn

nur kein Kind darin liegt!" Aller Augen wandten ſich dahin. Man erblickte die Wiege immer deutlicher, und bald gewahrte man auch ein Kind, das ſeine Aermchen daraus hervorſtreckte.

»Um Gottes Willen! Hilfe! Hilfe!" ſchrie Julie außer ſich.

»Geſchwind, Herr Schwarz," ſagte Lange zu Chriſtoph, »Sie ſind ja durch die Elbe geſchwommen, haben ſchon einmal ein Kind gerettet; geſchwind erneuern Sie hier die ſchöne That!"

»Erlauben Sie," antwortete Chriſtoph, »dort war der Strom nicht ſo reißend; hier würde ich augenſcheinlich mein Leben auf das Spiel ſetzen."

»Sie können ſchwimmen?" fragte Julie haſtig.

»Schwimmen kann ich freilich." —

»O ſo retten Sie! retten Sie!"

Mit bittender Geberde faßte ſie ſogar ſeine Hand, allein er blieb unbeweglich, und ſchon war der Augenblick gekommen, in dem die Wiege vor ihm vorüber in den Rhein ſchwimmen ſollte, um ohne Zweifel dort verſchlungen zu werden.

»Sie ſind ein Unmenſch!" ſagte Julie, und ſtieß ſeinen Arm zurück. Aber indem ſie ſich von ihm wandte, ſah

sie mit einer Mischung von Schrecken, Angst, Hoffnung und Freude, daß Karl bereits, ohne ein Wort zu sagen, in's Wasser gesprungen war. Der Oheim schrie laut auf, denn er gewahrte augenblicklich, daß der brave Jüngling nicht schwimmen konnte; daß er zwar versuchte die Wiege zu erreichen, daß er aber selbst unfehlbar untergehen werde. Alle kreischten und rangen die Hände, und stellten ihre letzte Hoffnung auf ein Boot, das vom jenseitigen Ufer sich bereits genähert hatte. Es kam noch zu rechter Zeit, um sowohl das Kind als den sinkenden Jüngling zu retten. Unversehrt wurde jenes, leblos dieser an's Ufer gebracht; doch des Oheims verständige Anstalten riefen ihn bald wieder in's Leben zurück.

»Mir ist recht wohl,« sagte er, »mir ist nichts geschehen.«

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte Juliens Auge auf ihm. Der Oheim hingegen, als er ihn in Gefahr sah, fing an zu schelten: »Mein Gott! Herr Schwarz, können Sie denn schwimmen?«

»Nein! ich habe es nie versucht.«

»Aber zum Henker! warum springen Sie denn in's Wasser?«

»Der Anblick der Wiege,« sagte Karl »und — und —«

Was er noch ſagen wollte, kam nicht über ſeine Lippen; allein er ſah Julien dabei ſo bedeutend an, daß ſie dieſen Blick ſich gern durch die Worte verdolmetſchte: »und der Wunſch des Mädchens.«

»Kurz, ich war meiner nicht mächtig,« fuhr Karl endlich fort, »ich mußte ſpringen.« Herr Lange drückte ihm bewegt die Hand, und Julie hätte viel darum gegeben, ihm auch die Hand drücken zu dürfen. Auf dem noch übrigen kurzen Wege nach Köln ruhte ihr Auge ſeelenvoll auf ihm. Sein Vetter wurde jetzt von Allen mit kalter Geringſchätzung behandelt; nur ſchien er weniger zu leiden, als der arme Karl, der Juliens ſeelenvolle Blicke nicht ertragen konnte; ſie gruben ſich tief in ſeine Bruſt, und als er nach Köln kam, wünſchte er von ganzem Herzen, der Oheim und die Couſine möchten für Chriſtoph entſcheiden, denn er hatte weit mehr Luſt, ein Mönch zu werden, wenn nur das Kloſter in der Nachbarſchaft desjenigen ſtünde, in welchem Julie den Schleier nehmen wollte.

Die ganze Geſellſchaft trat im Wirthshauſe ab. Die alte Dame und ihre Tochter entfernten ſich ſogleich, und es ſchmerzte den guten Karl nicht wenig, daß Julie ihm nicht einmal einen Abſchiedsblick zuwarf. Auch daß ſie ſo fröhlich davon trippelte, war ihm faſt unbegreiflich, da er auf der ganzen Reiſe keinen Beruf zum Kloſterleben an ihr verſpürt zu haben glaubte.

Digitized by Google

Herr Lange ſagte: die beiden Vettern möchten nur ein Stündchen im Wirthshauſe verweilen, er wolle ſogleich den Oheim von ihrer Ankunft benachrichtigen, und ſie dann rufen laſſen. Er ging, und Chriſtoph putzte ſich, und auch Karl wechſelte wie im Traume ſeine Kleider. Jener bat ihn, keinen Groll auf ihn zu werfen, wenn, wie es wahrſcheinlich ſei, die Couſine ihn vorziehe. Dagegen verſprach er ihm großmüthig, von ſeinem künftigen Reichthum ihn brüderlich zu unterſtützen. Karl dankte ſeufzend. »Nimm dir's nicht ſo zu Herzen,« ſagte Chriſtoph, und jener benahm ihm den eitlen Irrthum nicht.

Jetzt erſchien ein wohlgekleideter Bedienter, ankündigend, daß er den Auftrag habe, die jungen Herren zu ihrem Oheim, dem Herrn Dietrich Schwarz, zu führen. Chriſtoph ging und ſchritt wie ein Hahn durch die Straßen, und auf ſeinem Geſicht ſtand leſerlich: »Mir kann es nicht fehlen.« Karl folgte mit klopfendem Herzen.

Jetzt betraten ſie das Haus, und der Bediente öffnete die Thür eines Zimmers, in welchem Herr Lange ſammt der ältlichen Dame und ihrer Tochter am Theetiſch ſaßen. Chriſtoph ſtutzte, und Karl freute ſich herzlich, die Reiſegeſellſchaft wieder anzutreffen, die beide Vettern freundlich willkommen hieß. Man trank Thee, man ſchwatzte von der zurückgelegten Reiſe, aber noch immer wollten

Digitized by Google

weder der Oheim noch deſſen Tochter erſcheinen. Karl empfand auch kein Verlangen nach dieſer Erſcheinung, doch Chriſtoph fragte endlich: wo bleibt denn der Oheim?»

»Hier ſitzt er, mein lieber Neffe,» ſagte Herr Lange, »ich bin es ſelbſt.»

Chriſtoph ſah ihn mit großen Augen an, und die ſonſt ſo bewegliche Zunge erſtarrte. Karl ſprang auf, und wollte ſeine Hand küſſen. Der Oheim ſchloß ihn in die Arme.

»Ihr werdet mir verzeihen, liebe Neffen,» hub Dietrich Schwarz an, daß ich dieſe Komödie mit euch geſpielt habe. Es lag mir daran, euch kennen zu lernen, und nicht von euch getäuſcht zu werden, was doch vielleicht, ſelbſt ohne euern Vorſatz, hätte geſchehen können. Gegen den Kaufmannsdiener Lange, dachte ich, werdet ihr euch nicht verſtellen. Vielleicht war die Vorſicht überflüſſig, aber einem alten Manne müßt ihr ſchon eine Grille zu Gute halten. Auch meine Tochter, ſo meinte ich, würde ſicherer in eure Herzen blicken, wenn ihr eine Weile mit ihr umginget, ohne ſie zu kennen. Darum ließ ich ſie mit ihrer Gouvernante nach Frankfurt kommen. Sie mußte ihren Vater verläugnen, ſo wie ich ſie verläugnete, und als künftige Nonne uns begleiten.»

»Wie? Julie!» rief Karl.

Nicht Julie, sagte Herr Schwarz, sondern meine Erneſtine, der ich Gelegenheit verſchaffen wollte, mit der Vernunft wie mit dem Herzen eine glückliche Wahl zu treffen.

Karl zitterte am ganzen Leibe. — Chriſtoph ſtammelte unverſtändliche Silben.

»Wenn ich meinem lieben Neffen Chriſtoph trauen darf,« fuhr der Oheim fort, »ſo hat meine Erneſtine gewählt; denn, nachdem ſie ihm ſo oft die Hand gedrückt, und ſogar im Wirthshauſe zu Bonn unter heißen Thränen und Küſſen ihm ihre Liebe bekannt hat, ſo iſt die Sache wohl entſchieden.«

Chriſtoph wurde bleich bis an die Naſenſpitze, und zerknüllte ſeinen Hut.

»Der Herr Vetter,« ſagte Erneſtine jetzt, »hatte den Scherz ein wenig weit getrieben. Ich muß ihn bitten, zu erklären, daß nichts an der Sache iſt, weil ſonſt mein künftiger Gatte eine ſehr üble Meinung von mir faſſen könnte.«

»Ich — ſtotterte Chriſtoph — ich — verzeihen Sie — es war nur eine Ahnung von meinem künftigen Glücke.« —

»Da hören Sie es, lieber Vetter Karl,« ſagte Erneſtine freundlich, erhob ſich von ihrem Seſſel mit ſchüch-

terner Sittſamkeit, trat dem bebenden Jüngling näher, reichte ihm ihre Hand, und flüſterte: »ich bringe Ihnen den Segen meines Vaters.«

Mit ſtummen Entzücken warf der beſcheidene Karl ſich zu des Oheims Füßen, der ihn als einen lieben Sohn an ſein Herz drückte.

Der beſchämte Lügner zog aus Köln, ohne die Hochzeit abzuwarten; als er aber heim kam, empfing ihn ſeine ſchalkhafte Schweſter Annchen doch mit dem beſtellten Hochzeitsgedicht.

Die wüſte Inſel.

Digitized by Google

Anſelm und Hektor, zwei Jünglinge, haßten ſich tödtlich. Schon im Knabenalter war dieſer Haß entſtanden und mit jedem Jahre bitterer geworden. Fragte man Hektor, was er von Anſelm halte? ſo nannte er ihn einen boshaften Menſchen; und wurde Anſelm's Urtheil über Hektor begehrt, ſo war ſicher die Antwort: er iſt ein ſchlechter Menſch. Beide irrten. Beide waren weder boshaft noch ſchlecht; warum ſchienen ſie denn einander ſo?

Aus lauter unbedeutenden Fäden hatte ſich das böſe Gewebe des Haſſes entſponnen. Hektor, ein wenig mürriſch und träge, kleidete ſich bisweilen etwas ſonderbar, und wenn er eine Verbeugung machte, ſo glich er einem Taſchenmeſſer, das zur Hälfte zuſammen geſchlagen wird. Der zierliche Anſelm lachte gern über Alles, und hatte jene Unbehilflichkeit bisweilen verſpottet. Das erfuhr Hektor, und es kränkte ihn tief.

Hingegen hatte er mehr gelernt, als Anſelm, der wohl bisweilen in den Tag hinein von Dingen ſchwatzte, die er nicht verſtand, und wenn er ſich anders nicht zu helfen wußte, durch eine kleine Unverſchämtheit den Mangel an Kenntniſſen bedeckte. Einmal unter Anderm hatte eine Dame in irgend einem Romane einen lateiniſchen Vers des Ovid gefunden, und bat Anſelm, ihn zu überſetzen. Die-

Digitized by Google

ſer, obgleich er ihn ſelbſt nicht verſtand, überſetzte friſch d'rauf los und ſagte, was ihm eben einfiel. Zu ſeinem Unglücke trat Hektor herein und beſchämte ihn durch eine richtige Verdeutſchung. Das konnte Anſelm ihm nicht vergeſſen.

Bald darauf bewarb er ſich um einen Dienſt, unwiſſend, daß auch Hektor ſchon darum nachgeſucht. Das nannte dieſer boshaft. Ein andermal vergaß Hektor eine ganze Woche lang einen Brief zu beſtellen, den er als Einlage für Anſelm empfangen; das nannte dieſer ſchlecht. Wer könnte alle die Kleinigkeiten erzählen, die ſie einander begierig aufmutzten oder gehäſſig verdrehten. Aus lauter ſolchen Tropfen bildete ſich die Quelle ihrer Feindſchaft. Jeder betrachtete den Andern und Alles, was der that, durch eine angelaufene Brille. Daß Anſelm ein gutmüthiger, dienſtfertiger Menſch war, wollte Hektor durchaus nicht ſehen; und Jener wiederum blieb hartnäckig blind für Hektor's Redlichkeit. Gern wären beide einander ausgewichen, aber ſie wohnten in einer kleinen Stadt, waren Eines Standes, mußten einerlei Geſellſchaften beſuchen, mußten oft einander ſehen und ſprechen; das verbitterte beider Leben. Bei dieſer Gährung der Gemüther war es wohl kein Wunder, daß eines Tages ihr Grimm — abermals bei geringfügiger Veranlaſſung — in Thätigkeit ausbrach, und ſie einander auf Piſtolen forderten, beide ſchwörend, Einer von ihnen müſſe auf dem Platze bleiben. Schon ſtanden ſie, die Mord-

gewehre in den Händen, ſich blutdürſtig gegenüber, als der Kommandant der Stadt ſie mit Gewalt trennte, Beiden mit Schimpf und Kerker drohend, wenn ſie nicht künftig Ruhe hielten. Finſter grollend ſchieden ſie vom Kampfplatze und ſchwuren ſich ewigen Haß.

Dies läſtige Gefühl beſtimmte zuerſt den jungen Hektor, ſein Vaterland zu verlaſſen. Hamburg lag nicht fern. Ein naher Verwandter von ihm war dort ein angeſehener Schiffer, und machte große Reiſen nach Oſtindien. Zu dieſem flüchtete er gleichſam, da ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt durch Anſelm unerträglich wurde. Der Schiffer nahm ihn liebreich auf, und findend, daß ſein junger Vetter in der Mathematik bereits große Fortſchritte gemacht, bildete er ihn zum Seemanne, nahm ihn mit auf Reiſen, und verſchaffte ihm Gelegenheit, manche kleine Summe zu erwerben.

Einſt kehrten ſie aus China mit einer reichen Ladung zurück. Schon in der Straße von Banka erkrankte der Schiffer; denn die flachen überſchwemmten Ufer der Küſten von Sumatra erzeugen eine ungeſunde Luft, welcher oft der abgehärteſte Seemann unterliegt. Es wurde täglich ſchlimmer mit dem Kranken; er fühlte ſeinen nahen Tod, übergab ſeinem Vetter das Schiff, und empfahl ihn einem alten, erfahrnen Steuermanne, von deſſen Treue er ſich verſichert hielt. In der Straße von Sunda ſtarb er. Hektor's Schmerz war aufrichtig und machte ihn unfähig, in den

erſten Tagen die Kenntniſſe zu üben, die der Verſtorbene ihn gelehrt. Zur Schwermuth ohnehin geneigt, ſaß er den ganzen Tag in einem Winkel der Kajüte, und überließ die Führung des Schiffes ganz dem alten Steuermanne.

Der hatte viele Jahre lang treu gedient, allein er gehörte zu der großen Zahl jener ſogenannten ehrlichen Leute, deren Tugend nie eine Feuerprobe beſtanden. Jetzt überwältigte ihn die Lockung zu einem Verbrechen, deſſen Gelingen plötzlichen Reichthum ihm vorſpiegelte. Er zettelte unter dem Schiffsvolk eine Verſchwörung an. Eines Abends — Hektor ſchlummerte eben in ſeiner Hängematte — ſtürzten drei Bewaffnete in die Kajüte, ergriffen, banden und warfen in den Schiffsraum ihn hinab.

Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Die ganze Nacht lag er betäubt, und erwartete den Tod. Am Morgen brachte man ihm etwas gekochten Reiß und einen Schluck Wein. Vergebens fragte er, was man mit ihm vorhabe? man würdigte ihn keiner Antwort. Noch einen ganzen, langen Tag wurde er ſeinen düſtern Ahnungen überlaſſen. Allerdings hatten die Matroſen ihn über Bord werfen wollen, damit der Zeuge ihres Verbrechens auf ewig verſtummen möchte; aber der alte Steuermann fühlte doch noch menſchlicher, und wollte keinen Mord begehen. Um Mitternacht wurde Hektor hervorgezogen, man ſchleppte ihn auf das Verdeck. Der Mond ſchien hell. In geringer Entfernung erblickte er einen ſchwarzen Streifen in der See; es war

eine von den maldiviſchen Inſeln, deren zwölftauſend ſein ſollen. Viele derſelben ſind unbewohnt.

Es wurde ein Boot ausgeſetzt, Hektor hineingeſtoßen, mit etwas Mundvorrath verſehen, und ſeinem Schickſal überlaſſen. Eine Strömung führte ihn gerade zu der nächſten Inſel, die jedoch von ſchroffen Felſen rings umgeben war. An dieſen Klippen ſcheiterte das Boot, und ſonder Zweifel hatte das Schiffsvolk darauf gerechnet, daß er in der Brandung ſeinen Untergang finden werde; aber eine Felſenſpitze umklammernd, hielt er ſich, bis es Tag wurde, ſchwamm und kletterte dann von einer Klippe zur andern, und erreichte endlich ganz erſchöpft einen trockenen Gipfel. Hier blieb er lange ohnmächtig liegen. Die heißen Sonnenſtrahlen weckten ihn. Mühſam erhob er ſich, ſah das Schiff noch in der Ferne, und weinte bitterlich.

Hunger und Durſt begannen ihn zu peinigen. Der wenige Zwieback, den man ihm in's Boot geworfen, war, mit dieſem zugleich, ein Raub der Wellen geworden. Er blickte in das Innere des Landes, und ſah die Wipfel grüner Bäume hinter den Felſen hervorragen. Die ganze Inſel war gleichſam ein Keſſel von Granit, in dem die Sonne Kräuter und Früchte kochte. Er ſammelte ſeine letzte Kraft, um an den Felſenwänden in das Thal hinab zu klimmen. Hier fand er, was die Natur allen maldiviſchen Inſeln reichlich zum Geſchenke verlieh: wildwachſende Kokosnüſſe, die mit ihren mandelgleichen Kernen ihn ſpeiſten, durch ihre

ſüße Milch ihn erfriſchten. Er legte ſich in den Schatten dieſer wohlthätigen Bäume, und da ſeit mehreren Tagen Kummer und Angſt ihm die Ruhe geraubt, ſo fiel er jetzt in einen tiefen Schlaf, aus dem er erſt erwachte, als gegen Abend ein erquickender Thau ſein grünes Bett befeuchtete. Er ſtand auf und beſchloß, in nächtlicher Kühle, vom Mondſcheine begünſtigt, das Innere des Landes zu erforſchen, denn er wußte noch nicht, wo er war, und meinte, man habe an einer von jenen großen Inſeln, Sumatra oder Borneo, ihn ausgeſetzt, wo es engliſche und holländiſche Niederlaſſungen gibt, deren eine er zu erreichen hoffte. Aber kaum mochte er eine Stunde auf ungebahnten Pfaden mühſam fortgeſchritten ſein, als er auch ſchon die ganze Inſel durchſchnitten hatte, folglich wiederum durch eine hohe Felſenwand ſich aufgehalten ſah. Keine Spur von Menſchen konnte er entdecken. Nur eine Schlange ziſchte hie und da ihm aus dem hohen Graſe entgegen, oder ein unbehilflicher Penguin verließ ſchnatternd ſeine Eier. Die halbe Nacht ſchweifte Hektor hin und her; doch welche Richtung er auch nehmen mochte, immer ſtieß er am Ende auf ſchroffe Felſen, die, gleich einem Walle, die ganze Inſel umgaben. Am andern Morgen erkletterte er den höchſten dieſer Felſen, blickte nach allen Seiten umher, und überzeugte ſich mit einem tiefen Seufzer, daß er auf einer kleinen, unbewohnten Inſel ſich befinde, die zu einer langen, unabſehbaren Inſelkette gehöre. Nun erinnerte er ſich, daß die maldiviſchen Inſeln ſich auf mehrere hundert Meilen in

die See hinaus erſtrecken, und errieth, daß eine derſelben ihm zur künftigen Wohnung, vielleicht zum Grabe, beſtimmt ſei.

Doch ließ er die Hoffnung nicht ſinken. Er hatte geleſen und gehört, daß die verſchiedenen Inſelgruppen alle unter einem Sultan ſtehen, der ſich Herr der zwölftauſend Inſeln nennt, obgleich ein Drittel derſelben nur aus kahlen Sandbänken beſteht, und ein zweites Drittel völlig unbewohnt iſt.

»Einmal im Jahre wird doch ein Boot hier landen,« dachte Hektor, und ſollte ich auch in Sklaverei gerathen, beſſer, als hier einſam verſchmachten.« Er fing nun an ſich in ſein Schickſal zu fügen, und in Erwartung baldiger Befreiung, emſig Alles aufzuſuchen, was die Natur zur Friſtung ſeines Lebens ihm darbot. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht; die Kokosbäume lieferten reichlich ihre Nüſſe, die Penguinen ihre Eier. Auch hätte er leicht mit einem Knüttel dieſe Vögel bei Dutzenden todtſchlagen, und am Seeufer eine Menge Krabben ſammeln mögen; aber wie ſollte er ſie zubereiten? er hatte kein Feuer. Daß man, zwei dürre Hölzer an einander reibend, endlich Feuer gewinnen kann, wußte er freilich, verſuchte es auch öfter, doch, ungeübt in dieſer Kunſt und der nöthigen Geduld ermangelnd, gab er es hundertmal wieder auf.

Endlich, zu ſeiner großen Freude, gelang ihm ein Verſuch; er genoß das unausſprechliche Vergnügen, eine

Flamme emporlodern zu ſehen, zu deren Unterhaltung er unaufhörlich Holz herbeitrug, bei dem er mit Wohlbehagen einige Penguins, halb roh, halb gebraten, verzehrte. Aber ſeinem Feuer immerfort neue Nahrung zu verſchaffen, war eine Kunſt, die ſeine Kräfte überſtieg. Er beſaß kein Beil, nicht einmal ein Meſſer, womit ſollte er Holz fällen? — Dürre, vom Winde abgebrochene Aeſte, oder kleines Buſchwerk, das er mit der Fauſt zerknicken konnte, war Alles, was er herbeizutragen im Stande war. Dieſer Vorrath erſchöpfte ſich bald, und als nun vollends der Winter eintrat, das heißt: als ewige Regenſtröme ſechs Monate herabſtürzten; da erloſch das geſellige Feuer. Mit verſchränkten Armen, den ſtarren Blick darauf geheftet, ſtand er da und beim Verglimmen der letzten Kohle war ihm zu Muthe, als ſtürbe ihm ein Freund.

Er mußte nun den Troſt entbehren, an einer praſſelnden Flamme ſich zu wärmen oder zu trocknen. Der Höhlen gab es genug, in die er flüchten konnte. Eine derſelben hatte er von einer Schlange erkämpft, und mit dürren Blättern ſich zum Lager angefüllt. Hier wohnte er mit ſeinem Kummer und dem einzigen Freunde, der die Menſchen auch auf wüſte Inſeln begleitet, dem Schlafe. Recht oft beſuchte ihn dieſer freundliche Bruder des Todes; denn hatte Hektor den ganzen Tag ſich Wege durch verwachſene Geſträuche gebahnt, um einige Eier zu finden, oder hatte er, die Felſen auf- und abklimmend, vergebens Stun-

den lang nach einem rettenden Boote umhergeſchaut, ſo kam er mit erſchöpften Kräften heim, und Ermüdung ſchloß ihm die Augen.

Ein Glück, daß der heiße Himmelsſtrich ihm die Kleider entbehrlich machte, denn er mußte ſeine Lumpen bald in Dorngebüſchen, bald an zackigen Felſen hängen laſſen, und endlich — um ſo lange als möglich ſein einziges Hemd zu ſchonen, ſich aus Palmenblättern Schürzen flechten.

So lebte er nun faſt ein ganzes Jahr. Immer ſchwächer wurde die Hoffnung, aus dieſer Einöde jemals erlöſt zu werden. Jeden Morgen beſtieg er die höchſten Klippen, beſonders wenn es ſtürmte, weil dann Schiffe hieher verſchlagen werden konnten; er ſah deren auch bisweilen in der Ferne, aber ſie hüteten ſich wohl, den als höchſt gefährlich bekannten Durchfahrten der maldiviſchen Inſel-Gruppen nahe zu kommen, und ſo nährte nur ihr Anblick ſeinen Schmerz. Oft ertappte er ſich auf dem Wunſche, daß ein Schiff hier ſcheitern möchte; denn ſo iſt der Menſch! Das Unglück von Hunderten ſeiner Brüder möchte er gern herbeiführen, um nur ſich, den Einzigen zu retten. „Ich kann ja doch keinen Schiffbruch veranlaſſen," damit entſchuldigte ſich Hektor, wenn ſein Gewiſſen ihm zurief: ſchäme dich des Wunſches!

Eines Abends, als er, nach Gewohnheit, von der höchſten Klippe das Meer überſchaute, ſah er die Sonne blutroth untergehen, und das Krächzen mancher Seevögel

verkündete nahen Sturm. Der brach aus in der Nacht mit seltener Heftigkeit. Hektor, in seiner Höhle auf dürren Blättern sich wälzend, hörte ihn fürchterlich heulen; Felsenstücke rissen sich los, und donnerten in's Thal hinab; die stärksten Bäume brachen oder kehrten die Wurzeln gegen Himmel. Es war ein unaufhörliches Krachen und Tosen; Regenströme stürzten herab. Als am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht des Sturmes Wuth sich minderte, eilte Hektor, eine Felsenwand zu erklimmen, um das große, furchtbare Schauspiel mit anzusehen, wie die empörten Fluten sich an den Klippen brachen, und den Schaum der Wellen bis zu ihm hinaufspritzten.

Schon hatte er wohl eine Viertelstunde lang diesen Aufruhr mit Schaudern betrachtet, da dünkte ihn plötzlich, er sehe etwas auf dem Abhang eines nackten Felsen liegen. Ein Sonnenblick, der eben durch die Wolken brach, zeigte ihm deutlich, er irre nicht, nur konnte er nicht unterscheiden, was es war. Das Herz klopfte ihm gewaltig. Nun mußte er in der Nähe untersuchen, was der Sturm hier ausgeworfen; vielleicht nur einen todten Fisch, vielleicht aber auch irgend etwas ihm nützliches. Schroffe Klippen trennten ihn von dem Gegenstande. Er konnte durch einen Umweg bequemer dahin gelangen, aber dann verlor er Zeit, und eine hohe Welle konnte unterdessen das Ausgespiene wieder wegspülen, zumal wenn die Flut eintrat. Jetzt war noch Ebbe, und kein Augenblick zu versäumen.

Digitized by Google

Des Kletterns schon gewohnt, wagte Hektor einige Gemsensprünge, klimmte dann wieder auf und ab, schöpfte bisweilen Athem, faßte in solchen Augenblicken den immer näher rückenden Gegenstand schärfer in's Auge, und endlich erkannte er deutlich, es sei ein Mensch. Durch diese Entdeckung heftig erschüttert, wäre er fast vom Felsen hinabgestürzt. Ihm schwindelte. Er mußte eine Zeit lang sich platt niederlegen, um nicht zu fallen, und erst nach und nach an den Gedanken sich gewöhnen, daß ein menschliches Wesen ihm nahe sei.

»Ach!« seufzte er, »vermuthlich ein Todter! das Schicksal verhöhnt mein Unglück! es sendet mir nur einen Leichnam, um ihn zu begraben.« Indessen konnte auch in diesem Falle die traurige Begebenheit immer noch ihm Vortheil bringen; er konnte allerlei ihm Nützliches, lang Entbehrtes in der Tasche des Todten finden, vorzüglich ein Messer, ein Schatz für ihn! Auch die Kleider hatten großen Werth für einen Nackenden. Hektor eilte, nach kurzer Erholung, den Platz zu erreichen, wohin die Hoffnung ihn mächtig zog. Mit Schaudern betrat er endlich den Abhang, auf dem der Lebloſe ausgestreckt lag; mit Schaudern näherte er sich ihm, sah in das blasse Gesicht, und erkannte Anselm.

Ein Blitz durchzückte seine Gebeine, das Haar sträubte sich empor. »Was ist das!« rief er grinsend; »spottet meiner die Hölle? — Länger als ein Jahr hab' ich mühsam

hier vertrauert, mit heißen Thränen oft nach einem menſchlichen Weſen mich geſehnt, und plötzlich führt ein ſchadenfroher Geiſt mir den Todfeind her! — Doch nur ein Leichnam — er iſt nicht mehr — das Schickſal hat mich an ihm gerächt — aber auch ihn an mir! — Ja, wenn er wüßte, daß ich ſo elend bin, faſt wünſchen zu müſſen, er lebe noch!" —

Hier warf Hektor einen wehmüthigen Blick auf Anſelm und — bebte zurück — denn eben jetzt verrieth ein erſter Athemzug, daß Anſelm wirklich noch lebe. Vom Gefühle des Haſſes überwältigt, wollte Hektor entweichen, doch immer zog ſein Herz ihn wieder zurück. Er ging, er kam, er ſtand, er wankte. Bald betrachtete er den Ohnmächtigen mit ſtarren Blicken, bald wandte er die Augen von ihm ab.

„Laſſe ich ihn hilflos liegen," dachte er nun, »ſo wird er ein Raub der Flut, die jetzt ſchon immer höher ſteigt. Er iſt ein Menſch, ich muß ihn retten. Die Inſel iſt klein, doch groß genug für uns Beide, daß wir, entfernt von einander, unſer elendes Daſein fortſchleppen mögen."

Mit dieſem Entſchluſſe bückte er ſich über Anſelm, der eben jetzt die Augen aufſchlug, und einen Wilden zu entdecken glaubte; denn Hektor's langer Bart, ſein ſtruppiges Haar, ſein entfleiſchtes, verbranntes Geſicht, ſeine karge Bekleidung von Palmenblättern, machten nicht nur

ihn völlig unkenntlich, sondern ließen auch durchaus keinen Europäer in ihm vermuthen. Anselm hob die Hände bittend zu ihm auf. Hektor sah ihn finster an. Jener fürchtete, der Wilde werde ihn plündern und ermorden. Mit rührender Geberde rief er aus: »Ach! wenn ich deine Sprache verstünde, vielleicht würde es mir gelingen, dich zu erweichen.«

Bei den Tönen der wohlbekannten Muttersprache wurde Hektor von einem seltsamen Schauer durchbebt. Allein er antwortete nicht, sondern er winkte nur dem sich langsam Erholenden, daß er aufstehen und ihm folgen solle, wobei er mit der Hand auf die wachsende Flut deutete. Anselm verstand ihn, raffte alle seine Kräfte zusammen, und wankte ihm nach.

Gerade emporzuklimmen, war dem Erschöpften unmöglich. Durch einen weiten, aber sanftern Umweg führte Hektor ihn die Felsenwand hinan, reichte ihm sogar einigemal einen Stab, an dem er ihn nach sich zog; denn ihm die Hand zu reichen, konnte er nicht über sich gewinnen. Als sie oben standen, zeigte er ihm das Innere der Insel, deutete besonders auf die Kokos-Bäume, und gab ihm durch Geberden zu verstehen, daß sie eine gute, gesunde Nahrung lieferten. Dann ließ er ihn plötzlich allein, sprang hastig die Felsen hinab, und verlor sich im Gebüsche. Vergebens rief Anselm ihm beweglich nach, er wollte nicht hören; er glaubte, die Menschenpflicht erfüllt zu haben,

und weitere Gemeinſchaft mit dem Feinde begehrte er nicht. Aber tief bewegt ſchlich er in ſeine Höhle, warf ſich auf die Blätter, und fand keine Ruhe.

»Wer mir geſtern geſagt hätte: Morgen wird dein Wunſch erfüllt, morgen wirſt du einen Leidensgefährten antreffen, und dennoch verlaſſener ſein als zuvor! — Grauſames Schickſal! nur noch ein Menſch, außer mir, bewohnt dieſe Inſel, und der eine iſt mein Todfeind! — Grollend rief er alle die Gründe ſich in's Gedächtniß, die er zu haben vermeinte, um Anſelm ewig zu haſſen, und grollend ſchwur er auf's neue, fern von ihm zu bleiben, ſollte auch im eigenen Todeskampfe kein Tropfen Waſſer ihn erquicken.

Indeſſen war Anſelm mühſelig bis in das Thal hinab geklettert, und hatte ſchon durch einige Kokosnüſſe ſich erquickt. Dem Vaterlande entwichen, um nicht fremde Waffen zu tragen, hatte er einen Schreiberdienſt auf einem Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie gefunden. Dies Schiff war im Sturme, durch nicht zu bekämpfende Strömungen, zwiſchen die maldiviſchen Inſeln getrieben und geſcheitert. Mehrere ſeiner Gefährten hatten ſich, ihm unwiſſend, auf andere Inſeln gerettet, ihn aber die Wellen bewußtlos an dieſes Eiland geworfen. Er hielt es nicht für unbewohnt, denn wie konnte er glauben, der Wilde, der ihm beigeſtanden, ſei der einzige Bewohner? Würde er dann ihn wohl ſo ſchnell verlaſſen haben? Würde er

nicht ſelbſt hoch erfreut geweſen ſein, den Unglücksgefährten zu finden? Sicher gab es alſo hier noch mehrere Wilde, und, wenn ſie Alle ſo gütmüthig waren, wie dieſer, ſo hatte er nichts von ihnen zu fürchten. — Aber geſetzt auch, ſie wären minder menſchenfreundlich, was blieb ihm übrig? — er mußte auf jede Gefahr ihre Wohnungen aufſuchen.

Das that er nun wirklich mehrere Tage lang, allein vergebens! — bisweilen hörte Hektor ihn in ſeiner Nähe mit hochklopfenden Herzen, doch immer verkroch er ſich in das dickſte Gebüſch, und kam dem Suchenden nicht unter die Augen.

Nachdem Anſelm ſich überzeugt hatte, es ſei auf der Inſel keine Wohnung zu finden, ſo wurde das Verſchwinden des einzigen Wilden, den er geſehen, ihm noch unbegreiflicher, und er gerieth bisweilen in Verſuchung, zu glauben, ein Engel habe ihn gerettet. Vergebens rief er oft nach allen Seiten mit lauter Stimme; nur das Echo von dem Felſen antwortete ihm. Doch da er ſtets unermüdet in dem engbegrenzten Thale ſeine Nachforſchungen fortſetzte, ſo konnte es nicht fehlen, daß endlich der Zufall ihn auch in die Gegend führen mußte, die durch Hektor's Hand mehr gelichtet, die Nähe eines Menſchen verrieth. Anſelm folgte den Spuren der abgebrochenen Zweige, des niedergetretenen Graſes, und entdeckte die Höhle, in welcher Hektor eben ſchlummerte. Das Geräuſch, welches er beim Eintritt in dieſelbe machte, erweckte den Schla-

fenden. Haſtig ſprang er auf. Anſelm trat ihm mit freundlicher, bittender Geberde entgegen — aber wie wurde ihm, als Hektor plötzlich ausrief: »Weiche von mir! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!« — In dem vermeinten Wilden einen Deutſchen zu finden, und einen Deutſchen, der von ſeinem Landsmann mit ſolcher Heftigkeit ſich losſagte — darob erſtarrte das Blut in Anſelm's Adern.

»Mein Gott!« ſprach er zitternd, als er ſeiner Zunge mächtig wurde, »du biſt ein Deutſcher und fliehſt einen Deutſchen in dieſer furchtbaren Einöde, deren einzige Bewohner wir ſind?«

»Ich würde dich fliehen,« erwiederte Jener, »und wenn wir auf einer Sandſcholle mitten im Meere ſtünden! Erkenne mich! ich bin Hektor.«

Mit einem Laute des Schreckens und Unwillens entwich Anſelm aus der Höhle, und irrte ſtundenlang durch das verworrenſte Gebüſche mit verworrenen Sinnen. Hektor indeſſen wünſchte ſich Glück zu ſeiner rauhen Standhaftigkeit, und meinte, er ſei mit ſich ſelbſt zufrieden; aber ein geheimes Unbehagen ſtrafte ihn Lügen. Er hätte für ſein Leben gern von Deutſchland und von ſeiner Heimath mit dem Ankömmlinge geſprochen, auch allenfalls von China oder Japan, wenn er nur hätte ſprechen dürfen. Denn was Bewegung dem Körper, das iſt Sprechen der Seele;

beide kränkeln, wenn sie dieser Erfrischung entbehren. Allein der Haß achtet nicht, daß die Brust, in der er wüthet, ihn selbst beseufze, wenn er nur mit der Vorstellung sich kitzeln darf: das wird den Feind verdrießen. Zur Schande der Menschheit sei es gesagt: gewöhnlich ist der Haß größerer Entsagungen fähig, als die Liebe.

Etwas biegsamer jedoch war Anselm's Starrsinn. Zwar wollte auch er des Feindes Anblick meiden, und suchte sich eine Höhle, die von Hektor's Wohnung so fern als möglich lag; aber er gestand sich doch, es sei ein fatales Verhältniß, und wohl zu wünschen, daß es anders sein möchte. Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß Hektor gewissermaßen der Retter seines Lebens geworden, ein Gedanke, der in manchen Augenblicken ihm sehr drückend wurde, in manchen andern doch zu sanftern Gefühlen ihn stimmte. Anselm nahm überhaupt Alles leichter, und besaß kein so scharfes Gedächtniß für empfangene Beleidigungen. Ohne Hektor's unfreundlichen Empfang würde er vielleicht dem Manne, der an seinem Stabe ihn die Klippen hinauf zog, gern die Hand gereicht haben. Jetzt aber hatte des Feindes Störrigkeit auch ihn auf's neue erbittert, und einsam trotzte jeder dem andern, sich selbst zur Qual. Was Hektor's Groll natürlich mehrte, war die Erinnerung, daß er um Anselm's willen sein Vaterland verlassen, Anselm folglich alles jetzige Elend an ihm verschuldet habe.

Indeſſen ſehnte ſich doch Jeder bisweilen nach dem Anblicke eines Menſchen. Da es nun auf der Inſel keinen andern Menſchen gab, ſo belauſchten die Feinde einander gern; nur ſuchte Jeder ungeſehen den andern zu erblicken. Ganz abgeſondert hielt es keiner länger als einige Wochen aus; dann ſchlich ein Jeder, ſich ſelbſt durch allerlei Vorwand täuſchend, der Gegend zu, in welcher er den Feind vermuthete. Traf es ſich, daß ſie einander begegneten, ſo ſchienen ſie zu ſtutzen, warfen ſich finſtere Blicke zu, und kehrten einander den Rücken. Aber beide kamen zufrieden heim, denn Jeder hatte ſich überzeugt, daß außer ihm noch ein menſchliches Weſen auf der Inſel ſei. Es war ein dunkles, doch behagliches Gefühl, welches Jedem zuflüſterte: im Nothfall biſt du nicht allein.

Auf einer dieſer lauſchenden Wanderungen geſchah es einſt, daß Anſelm ſeinen Feind ſchlafend erblickte. Er lag im hohen Graſe unter einer Kokos-Palme. Anſelm näherte ſich leiſe und betrachtete ihn zum erſten Male recht genau. Es war nicht mehr die blühende Geſtalt des Jünglings, wie er, von der Heimath her, ſich noch ihn dachte, der Gram hatte tiefe Furchen auf ſeine Wangen gezogen, und Anſelm ſagte ſich leiſe: Fürwahr, dieſer Hektor ſcheint ein Anderer zu ſein, als den ich ſo lange gehaßt.“

Eben als er dieſer Betrachtung nachhing, wand ſich eine giftige Schlange dicht neben dem Schlafenden aus

dem Grase hervor. Anselm schauderte. Ungereizt würde sie vermuthlich, wie Schlangen pflegen, fortgekrochen sein, ohne beschädigen zu wollen; aber Hektor, dem von der nahen Gefahr nicht träumte, streckte zum Unglücke gerade in diesem Augenblicke seinen Arm aus, und ließ ihn unsanft auf die Schlange fallen, die sogleich sich gegen ihn ringelte, im Begriffe, ihren Zahn in seine Hand zu drücken.

Gedankenlos, aber blitzschnell ergriff Anselm einen platten Stein, der zu Hektor's Füßen lag, und stürzte damit auf die Schlange, der er in dem Augenblicke den Kopf zerquetschte, als sie schon die Hand des Schlummernden berührte. Es war ein gefährliches Wagestück, denn verfehlte er auf den ersten Streich den Kopf, und traf er etwa den Hals, so daß die Schlange nur ein wenig Raum behielt, den Kopf zu wenden, so war es um ihn geschehen.

Hektor, dessen Hand der Stein nothwendig streifen mußte, erwachte plötzlich, um bei diesem Anblicke zu erstarren. Der Feind kniete neben ihm und quetschte noch immer das Schlangenhaupt mit ganzer Kraft. Hektor begriff, in welcher Gefahr er geschwebt; tief erschüttert war sein Gemüth — aber er verstummte. Anselm, seines Sieges gewiß, stand nun ruhig auf, warf den Stein von sich und ging. Er sah sich nicht wieder um, und Hektor rief ihn auch nicht, obgleich ihm zu Muthe war, als müsse er ihn rufen, und als wolle der Name Anselm! mit Ge-

walt über seine Lippen sich drängen. Beiden gab die Begebenheit für mehrere Tage Stoff zu Selbstgesprächen.

»Ich hätte ihm wohl danken sollen,« meinte Hektor, »doch warum? Hab' ich ihn doch auch von einer nicht minder großen Gefahr errettet und keinen Dank begehrt.« —

Dasselbe dachte Anselm: »Er ist mir sein Leben schuldig, und hat mir nicht einmal ein Gott vergelt's! nachgerufen. Doch wozu? Als er der steigenden Flut mich entriß, hab' ich ihm ja auch nicht gedankt.«

Aber großen Einfluß auf Milderung des Starrsinns beider Theile hatte dieser Zufall doch. So lange Hektor allein sich sagen durfte: ich habe meinem Feinde einen großen Dienst erwiesen; so lange schien dadurch der Abstand zwischen ihm und Anselm noch vergrößert, und er gefiel sich gleichsam in einer gewissen eiteln Großmuth, welche der Versöhnlichkeit nicht beförderlich war. Jetzt mußte er wider Willen sich gestehen, daß sie einander gleich geworden, und wenigstens war nun doch die Wand der Eitelkeit niedergerissen. Auf der andern Seite empfand Anselm nicht allein das Vergnügen, seinem Feinde nichts mehr schuldig zu sein, sondern nährte auch das Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben. Den Gegenstand einer solchen kann man nicht eigentlich hassen, weil der Gedanke an ihn sich stets mit der Erinnerung an das gethane Gute mischt, und das Licht des Letztern den schwarzen Kern des Erstern sanft umfließt.

Digitized by Google

Schon fingen Beide an, im Stillen zu unterſuchen, ob ſie, in frühern Jahren, nicht ſelbſt vielleicht dann und wann Veranlaſſung zum ausgebrochenen Unmuthe gegeben? Zwar bekannten ſich Beide in dieſem Punkte nur zu Kleinigkeiten, aber es war doch immer eine Art von Entſchuldigung für den Andern; es milderte doch den Groll ein wenig, und ſchon ertappten ſich Beide nicht ſelten auf dem Wunſche, daß eine Verſöhnung möglich ſein möchte. Nur falſche Scham hielt Jeden noch zurück, den erſten Schritt zu thun. »Er könnte wohl meinen, ich bedürfte ſeiner,« dachte Jeder, und obgleich ſie allerdings Einer des Andern recht ſehr bedurften, ſo wäre doch Jeder lieber umgekommen, ehe er ſich entſchloſſen hätte, dem Andern etwas dergleichen einzubilden.

Indeſſen war die Regenzeit nun wieder herangerückt, und äußerte dieſes Mal auf Hektor's Geſundheit einen verderblichen Einfluß. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, kaum konnte er ſchleichend und wankend ſeine Höhle erreichen.

Das hatte Anſelm von ferne geſehen, und lauerte nun zwei Tage, ob er nicht hervor kommen würde. Als aber Hektor am Morgen des dritten Tages noch nicht erſchien, fühlte Anſelm eine große Bangigkeit. »Sollte er in ſeiner Höhle verlaſſen ſterben? Das wäre mir doch leid!« So flüſterte er ſich näher ſchleichend und immer

näher, bis er ſchon den Eingang von fern erblickte. Da ſtand er wieder zögernd und bedenklich. »Geſetzt, er wäre nicht krank, er hätte ſich nur des böſen Wetters halber nicht herausgewagt? und ich käme nun mit ungebetenem Dienſteifer, würde er meiner nicht ſpotten? Immerhin! ich muß mich überzeugen, muß wenigſtens einmal dicht an der offenen Höhle vorübergehen und einen Blick hinein werfen, als ob es zufällig geſchähe.»

Das that er, und gewahrte ſogleich, daß er nur allzurichtig vermuthete. Hektor lag ausgeſtreckt ohne Beſinnung, mit ſtarren, gläſernen Augen, mit lechzender Zunge und geborſtener Lippe. Anſelm überwand ſich, ihm näher zu treten, überwand ſich ſogar, die Worte auszuſprechen: »Biſt du krank?»

Hektor hörte ihn nicht, und fort eilte Anſelm, um eine friſche Kokosnuß zu holen, deren Milch er ihm einflößte. Dann füllte er auch die leere Kokosſchale, die neben Hektor's Lager ſtand, mit friſchem Waſſer. Dann nahm er ſeinen Feuerzeug zur Hand (denn als er Schiffbruch litt, hatte er zufällig einen in der Taſche) und zündete von dürren Reiſern vor der Höhle Feuer an. Dann entfernte er ſich einige hundert Schritte, und legte ſich hinter ein dickes Gebüſch, um die erſte Wirkung ſeiner Sorgfalt abzulauern.

Ein guter Geiſt hatte ihn gerade in der Stunde herbeigeführt, als Hektor in einer bedenklichen Kriſis lag. Die eingeflößte Milch und das Feuer, welches die Luft in der feuchten Höhle verbeſſerte, unterſtützten die Natur.

Nach einigen Stunden fand der Kranke zum erſten Male ſeine Beſinnung wieder. Mit großen Augen blickte er um ſich. Die ungewohnte Wärme des Feuers that ihm wohl. Wer als Anſelm konnte es angezündet haben? und das friſche Waſſer neben ihm — er erinnerte ſich deutlich, daß ſeine Kokosſchale leer, und er, trotz ſeines brennenden Durſtes, nicht im Stande geweſen, bis zur nahen Quelle zu ſchleichen. Wer als Anſelm konnte die Schale gefüllt haben? — Die Krankheit hatte ſeine Nerven abgeſpannt, ſeinen ſtörriſchen Geiſt überwältigt; er war gerührt. »Ich werde ſterben,« ſagte er mit bebender Lippe, »doch ehe ich ſterbe, möchte ich ihm gern verzeihen.«

Hätte er dieſe Worte laut genug geſprochen, hätte Anſelm ſie vernommen, ſicher wäre der Mildergeſinnte herzugeſtürzt. Aber ſie wurden nur leiſe geflüſtert, und Hektor entſchlummerte ſüß, eingewiegt von der tröſtenden Vorſtellung, daß ein menſchliches Weſen ſich ſeiner angenommen.

Als Anſelm gewahrte, das Feuer werde bald erlöſchen, ſchlich er wieder näher, und bemerkte mit großem Vergnügen, daß Hektor die Kokosſchale geleert, und jetzt eines erquickenden Schlafes zu genießen ſcheine. So-

gleich füllte er die Schale auf's neue, trug noch mehr Holz zum Feuer, und begab ſich dann wieder in ſeinen Hinterhalt, weder Sturm noch Regen achtend. So trieb er es zwei Tage, ſelten eine Stunde zur Befriedigung eigener Bedürfniſſe ſich abmüßigend. Einen ganzen Holzſtoß trug er zuſammen, damit, wenn der Kranke wieder zum Vorſchein käme, er ohne Mühe das Feuer unterhalten könnte.

Am dritten Tage endlich hatte er die Freude, den faſt Geneſenen zwar noch wankend, aber doch mit erneuerten Kräften, aus der Höhle treten zu ſehen; ja, Hektor ſchlich ſchon ſelbſt zum Bache, um ſeine Kokosſchale zu füllen. Auch Anſelm bedurfte der Ruhe, nachdem er ſo lange, vom Regen durchnäßt, für ſeinen Feind gewacht und gearbeitet hatte. Er kroch in ſeine eigene Höhle, und ſchlief, mit dem Bewußtſein, recht gehandelt zu haben, viele Stunden hinter einander den ſüßeſten Schlaf. Als er endlich neugeſtärkt erwachte, ſah er eine Stange dicht vor ſeiner Höhle in die Erde gepflanzt, und an der Stange flatterte ein breites Palmenblatt im Winde. Er ſtutzte, rieb ſich die Augen, ſtand auf, ging hin und fand mit einem ſpitzigen Holze die Worte auf das Blatt gekritzelt: Ich danke dir.

So viel hatte Hektor über ſich vermocht. Nur den Feind anzureden konnte er ſich nicht entſchließen, aber daß er gern mehr als Worte zum Danke geben wollte, bewies er bald; denn eines Morgens fand Anſelm, mit nicht

geringem Erſtaunen, vor ſeiner Höhle eine Kiſte ſtehen, die mit allerlei nützlichen Geräthſchaften und Kleidungsſtücken genau zur Hälfte angefüllt war. Hektor hatte ſie am Strande gefunden, mit unſäglicher Mühe auf die Inſel geſchafft, und dort den Inhalt Stück vor Stück auf das Gewiſſenhafteſte getheilt. Sie ſchien das Eigenthum eines Zimmermanns auf einem, ohne Zweifel geſcheiterten, Schiffe geweſen zu ſein, und es befand ſich nichts darin, was für die Bewohner einer wüſten Inſel nicht ein Schatz geweſen wäre.

Die Hälfte dieſes Schatzes trug Hektor in der Nacht vor Anſelm's Höhle, hoffend, ihm dadurch ſeine Pflege zu vergelten. Aber Anſelm achtete das Palmenblatt mit den Worten: ich danke dir, höher, als dieſe Kiſte. Es kam ihm vor, als wollte Hektor ſich mit ihm abfinden. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er rührte kein Stück von den Geſchenken an, ſondern trug es mit einigem Unwillen zurück, fand Hektor am Bache ſitzend, und ſtellte die Kiſte ſchweigend vor ihm nieder. Beider Blicke trafen ſich, nur nicht mehr ſo finſter wie vormals; Verlegenheit und Wehmuth ſchienen darinnen zu kämpfen.

Als nun Anſelm mit zögernden Schritten ſich entfernen wollte, brach Hektor das Schweigen. »Sie iſt dein,« ſagte er trocken. — Mit nichten, erwiederte Anſelm.

»Ich habe ſie gefunden am Meeresſtrande.«

So iſt ſie dein.

»Du haſt mir Gutes gethan, ich mußte dir danken.«

Du haſt mir ſchon gedankt.

»Hätteſt du ſie gefunden, du würdeſt ſie auch getheilt haben.«

Ja, doch hätteſt du die Hälfte von mir angenommen?

Hektor ſchwieg.

Antworte mir auf dein Gewiſſen!

»Hab' ich doch in Todesnoth ein Labſal von dir angenommen.«

Nur in Todesnoth.

»Willſt du mir aus Rache eine unvergoltene Wohlthat aufbürden?«

Du haſt mich die Klippen heraufgezogen, biſt mir nichts ſchuldig.

»Du haſt der Schlange den Kopf zerquetſcht. Wir waren quitt.«

Sollen wir denn ſo genau und ängſtlich einander nachrechnen?

»Wollte Gott, es wäre anders, oder könnte anders werden!«

O Hektor, ſcheint es doch faſt, Gott habe das gewollt, als er uns ſo wunderbar zuſammenführte.

Hektor ſchwieg und ſeufzte. Anſelm fuhr fort mit bewegter Stimme: Mit der Piſtole in der Hand ſah

ich im Vaterlande dich zum letzten Male mir gegenüber ſtehen.

»An den Küſten Aſiens, ohnmächtig auf einer Klippe, ſah ich zum erſten Male dich wieder.«

Ein neuer Lebenslauf hat für uns Beide begonnen.

»Hier iſt eine Kokosnuß mehr werth, als alle die Kenntniſſe, mit welchen ich, bisweilen vielleicht zur Unzeit, mich brüſtete.«

Hier iſt ein Nagel koſtbarer als der Stachel des Witzes, mit dem ich wohl ehemals, vielleicht aus Uebereilung, Manchen verwundete.

Eine Pauſe. Dies gegenſeitige Bekenntniß ebnete die Bahn.

»Verhältniſſe,« fuhr Hektor fort, ernſt vor ſich hinſchauend, »Verhältniſſe entzweien nicht ſelten Menſchen, die einander lieben könnten.«

Bisweilen, erwiederte Anſelm, löſt das Schickſal wunderbar die widrigen Verhältniſſe.

»Wir ſind die einzigen Bewohner dieſer Inſel, und müſſen vielleicht hier ſterben.«

Wir könnten das Jammerleben uns wechſelſeitig erleichtern.

»Freilich könnten wir das.«

Und warum thun wir es nicht?

»Weil der Beleidigte vergebens hofft, daß der Schuldige ſein Unrecht bekennen werde.»

Welcher von uns Beiden iſt der Beleidigte?

»Ich bin es.»

Ich.

»Nun ja, wir beide.»

Und welcher iſt der Schuldige? — Du ſchweigſt? — Laß uns nur bekennen: auch wir beide.

»Wie es in allen ſolchen Händeln der Fall zu ſein pflegt.»

Aufhetzer legen ſich dazwiſchen, keiner will nachgeben.

»Es wird ein Ehren-Punkt daraus, und die Feindſchaft dauert ewig.»

Aber jetzt bewohnen wir einen Punkt der Erde, auf dem der verdammte Ehrenpunkt noch nicht heimiſch iſt.

»Freilich ſollte zwiſchen dieſen Klippen Eintracht herrſchen.»

Die Herzen ſollten ſich aufſchließen.

»Wäre dieſer Bach der Letheſtrom.» —

Haſtig ergriff Anſelm eine Kokosſchale, ſchöpfte Waſſer aus dem Bache, hielt die volle Schale hoch empor, und ſah den alten Feind mit einem fragenden Blicke an.

»Trink!« ſagte Hektor, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da brachen plötzlich auch bei Anſelm die Thränen hervor und floſſen in die Schale, die er zur Hälfte leerte, dann ſie zitternd ſeinem Gegner reichte. Hektor nahm ſie zitternd, und trank bis auf den letzten Tropfen, und warf die Schale hoch in die Luft, und ehe ſie noch den Boden berührte, lagen Beide einander in den Armen, umklammerten ſich feſt, und ſchluchzten Einer an des Andern Halſe. Jedem war eine ſchwere Laſt vom Herzen gewälzt, jeder fühlte ſich frei, leicht und glücklich — ja glücklich ſogar; denn der Augenblick, in welchem zwei gute Menſchen ihren Groll vertilgend einander in die Arme ſinken, verwandelt die düſterſte Einöde in einen freundlichen Garten. Von nun an waren ſie Brüder, bewohnten nur eine Höhle, und verſüßten einander das traurige Schickſal durch herzliche Eintracht. Beide vermieden anfangs in ihren Geſprächen ihre vormaligen Verhältniſſe zu berühren, doch bald wurde auch dieſe Vorſicht unnütz, und ſie konnten nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ſolche Kleinigkeiten ſie ſo hart zu entzweien vermochten. Sie fingen an, darüber zu ſpotten. Jeder nahm jetzt freiwillig die Schuld auf ſich, und das war der einzige Punkt, dem ſein Freund widerſprach. Täglich entdeckten ſie an einander neue, gute Eigenſchaften, und faſt täglich fragte jeder ſich ſelbſt im Stillen: Wie konnte ich meinen Freund ſo lange verkennen?

Mit vereinten Kräften des Körpers und der Seele erleichterten sie sich das Leben, und sannen auf Rettungsmittel. Daß nie ein Schiff hier landen könne, schien leider gewiß. Nicht einmal ein Boot durfte es wagen, der schrecklichen Brandung zu trotzen. Aber sie hatten in der Kiste, die der Sturm an's Ufer geworfen, auch eine alte hundertjährige Reisebeschreibung von Franz Pyrard gefunden, aus welcher sie lernten, daß die Kanäle zwischen den maldivischen Inseln selten mehr als eine Tiefe von zwanzig Faden haben, und daß man zur Zeit der Ebbe sogar durchwaten könne, wobei das Wasser oft nicht höher, als bis zum Gürtel steige; nur, hieß es, ein solcher Durchgang sei gefährlich wegen der Haifische, auch der Boden mit spitzigen Klippen besäet.

Doch hier blieb keine Wahl. Sie mußten entweder auf die Hoffnung verzichten, jemals wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren, oder das kühne Wagestück unternehmen. Die nächste Insel schien nicht weiter, als etwa eine deutsche Meile entfernt. Sie hatten bisweilen dort Rauch aufsteigen sehen, folglich war sie nicht ganz unbewohnt.

Anselm und Hektor machten sich eine Art von Lanzen, indem sie einige große Messer an der Spitze eines langen Bambus-Rohres befestigten. Das waren die einzigen Waffen, mit welchen sie die Haifische abzuwehren hofften, überhaupt Alles, was sie von ihren kleinen Habseligkeiten mit sich nahmen, um durch keine Last den be-

denklichen Gang noch mehr zu erschweren. Ein Hemd und ein leinernes Beinkleid war ihre ganze Bedeckung. So ausgerüstet, erwarteten sie betend am Ufer die niedrigste Ebbe; sobald sie eingetreten war, schwang Anselm die Lanze über dem Haupte, rief: In Gottes Namen! und sprang in's Wasser. Hektor folgte.

Einige hundert Klafter lang war der Boden mit weichem Sande bedeckt, das Wasser reichte kaum bis an die Knie, und dieser Anfang erhöhte ihren Muth. Sie verdoppelten die Schritte. Doch bald geriethen sie auf Stellen, wo zwischen Korallenzacken der Fuß nur selten ohne Verwundung ein Plätzchen fand. Die Tiefe nahm zu. Das Wasser stieg oft bis an die Brust, bis an das Kinn; man konnte nur sehr langsam vorwärts schreiten, denn bei jedem wankenden Schritte war man in Gefahr zu fallen, dabei von heftigen Schmerzen gepeinigt; das Blut der zerrissenen Füße färbte schon das Wasser.

Hektor, dem von seiner Krankheit noch immer eine Schwäche zurückgeblieben, ermüdete zuerst, und jammerte, daß ihm unmöglich sei, weder das jenseitige, noch das verlassene Ufer zu erreichen, denn sie befanden sich ungefähr in der Mitte des Kanals. Anselm sprach ihm Muth ein, und ermahnte ihn, seine Augen nur stets auf die Insel zu richten, die jetzt schon so nahe vor ihnen lag, daß sie sogar an deren Ufer eine Hütte erkennen konnten. »Es ist noch um eine böse Stunde zu thun,« rief er dem stöh-

nenden Freunde zu, »ſo ſind wir unter Menſchen und gerettet.«

Hektor raffte alle ſeine Kräfte zuſammen und folgte wieder eine Weile ſchweigend: aber plötzlich trat er ſich eine ſcharfe Korallenſpitze in den Fuß, ſchrie laut auf: ich ſinke! und wäre in der That geſunken, wenn nicht Anſelm ihn beim Arme ergriffen hätte. »Laß mich los,« ſagte Hektor, »ich kann nicht weiter — ich muß hier eine Beute der Haifiſche werden — lebe wohl — lebe glücklich — laß mich los!«

»Das ſei fern!« erwiederte Anſelm, »ſo wahr mir Gott helfe! ohne dich will ich meinen Fuß nicht an jene Inſel ſetzen. Du ſiehſt, die Tiefe des Waſſers nimmt ſchon ab, wir ſind dem Ziele nahe. Ermanne dich.«

»Ich kann nicht mehr,« antwortete Hektor, »mein linker Fuß iſt unbrauchbar; laß meine Qual mich ſchnell enden.«

»Ich bin noch ſtark,« rief Anſelm, »ſteig' auf meinen Rücken, umklammere meinen Hals! Geſchwind, hier iſt kein Augenblick zu verlieren, auf daß die Flut uns nicht ereile!«

Hektor weigerte ſich: »Wie kannſt du mich hinüberſchleppen, da ſchon dem Einzelnen jeder Schritt mühſelig wird? Sicher kämen wir beide um.

»Wie Gott will!« ſagte Anſelm, »ich mag ohne dich nicht leben. Verſuche es, umſchlinge mich!« Und er zwang den Freund, ſeinen Rücken zu beſteigen. Allerdings hatte er ſeinen Kräften zu viel getraut, und wäre nicht, nachdem er hundert Schritte fortgetaumelt war, der Boden ſandig und eben geworden, ſo hätte er ſeinem edlen Beſtreben unterliegen müſſen. Mehr als einmal ſah er ſich genöthigt, die liebe Bürde abzuſetzen, und eine Minute lang auszuruhen, obgleich die Flut ſchon ziemlich ſchnell wieder zu ſteigen begann. Späteſtens in einer halben Stunde mußte er das Ufer erreichen, oder es war um Beide geſchehen. Er nahm, zur letzten Anſtrengung, allen Muth, alle Kräfte noch einmal zuſammen, und keuchend erſtieg er endlich das Ufer, wo er ſogleich, völlig erſchöpft, in den Sand fiel, und der dankbare Hektor, ſo gut er konnte, forthinkte, um in der Hütte, die ſie von Ferne geſehen, Erquickung für ſeinen Retter zu ſuchen. Er fand dort eine kleine, freundliche Familie, die nur zu gewiſſen Jahreszeiten ſich hier aufhielt, um Kokosnüſſe zu ſammeln, aus welchen ſie Oel preßte.

Es iſt überhaupt auf den maldiviſchen Inſeln nicht Sitte, Schiffbrüchige zu Sklaven zu machen. Hektor wurde gaſtfrei mit indiſcher Höflichkeit aufgenommen, und als ſeine Geberdenſprache die Bewohner der Hütte errathen ließ, daß ein Hilfsbedürftiger am Strande liege, eilte ſogleich das Haupt der kleinen Familie mit einer Kalebaſſe

voll Rhum dahin. Dies ſtärkende Getränk, deſſen Anſelm ſchon ſo lange entbehrt hatte, wirkte jetzt um ſo kräftiger auf ihn. Erquickt ſtand er auf, wurde von dem Inſulaner nach der Hütte geleitet, und fühlte, nach einem langen, feſten Schlafe, ſich ſo ſtark als zuvor.

Mehrere Wochen brachten die Freunde bei dieſen guten Menſchen zu, ſo lange nämlich die Sammlung der Kokosnüſſe währte, wobei ſie treulich halfen, und ein wenig von der Sprache der Maldivier zu erlernen ſuchten. Als die Ernte vorüber war, nahm man ſie mit auf ein großes Boot, und führte ſie zu einer andern, größern, ziemlich bevölkerten Inſel, wo ſie, nicht minder gaſtfrei behandelt, bald Gelegenheit fanden, ſich nach Malee zu begeben, der Reſidenz des Königs, mit einem bequemen Hafen, in welchem öfter fremde Schiffe landen. Hier trafen ſie zum Glück einen braven Amerikaner, der vormals auch in Hamburg geweſen, und Hektor's Oheim wohl gekannt hatte. Von dieſem erfuhr Hektor zu ſeiner großen Freude, daß das Schiff, von welchem die Aufrührer ihn verſtoßen hatten, in Neu-York als verdächtig angehalten worden; daß die Böſewichter ihr Verbrechen geſtanden, und ihren Lohn empfangen, wie auch, daß ein vormaliger Korreſpondent ſeines Oheims für Schiff und Ladung Sorge getragen, und Nachricht von dem Vorfalle nach Europa ertheilt habe, um entfernte Verwandte aufzufordern, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen, weil man den, in des Verſtorbenen Papieren als Erben bezeichneten Neffen für todt hielt.

Der Amerikaner bot den Freunden unentgeltlich sein Schiff zur Ueberfahrt an. Voll neuer Hoffnung kam Hektor nach Neu-York, und fand dort bereits einen jüngern Bruder, der zu der Erbschaft sich gemeldet hatte, doch seinen Ansprüchen gern entsagte, als er den geliebten, verloren geglaubten Bruder in die Arme schloß.

Die Ladung ward zu Gelde gemacht. Auch das Schiff verkaufte Hektor, und sah sich im Besitze eines Vermögens von 60,000 Thalern. Sogleich trug er die Hälfte zu Anselm, der sich standhaft weigerte, sie anzunehmen, weil er Hektor's Bruder nicht berauben wollte. »Du bist mir mehr als Bruder geworden,« sagte Hektor. »Wenn du nicht mit mir theilen willst, so wollte ich lieber, ich läge wieder in meiner Höhle und sähe das Feuer brennen, welches du angezündet, als du noch mein Feind warst. Mir bleibt noch genug und mehr, als ich und mein Bruder bedürfen.«

Der edle Wettstreit währte lange. Endlich kam man überein, es solle Jeder gleichen Theil an der Erbschaft haben, und eine gemeinschaftliche Handlung errichtet werden, unter der Firma: Die Gebrüder Hektor und Anselm. So geschah es. Sie schifften nach Europa und erschienen Arm in Arm in ihrer Vaterstadt, zum großen Erstaunen aller Mitbürger, die einst Zeugen ihres unversöhnlichen Hasses waren.

Digitized by Google

»Wie iſt das zugegangen?« wurde oft gefragt. »Sehr natürlich,« antworteten die Freunde. »Wir hatten uns verkannt, und würden bei der Fortdauer unſerer damaligen Verhältniſſe uns nie haben kennen lernen. Jeder Menſch hat ſeine guten Eigenſchaften, nur iſt der Feind blind für ſie. Aber man ſetze ihn mit dem Gehaßten auf eine wüſte Inſel, ſo wird er ſie erkennen und ſein Groll bald erſticken.«

»Merkt euch das, Jünglinge!« ſo ſprach bei dieſer Gelegenheit ein ehrwürdiger Greis zu ſeinen Söhnen, »und weil das Schickſal nur ſelten zwei Feinde auf einer wüſten Inſel zuſammenführt, ſo wartet nicht auf ſolch ein wundervolles Ereigniß, ſondern denkt euch immer in dieſe Lage, wenn euch der Haß beſchleichen will. Sucht das Gute an euern Feinden auf, kommt ihnen mit Wohlwollen entgegen, und was gilt's, ihr werdet oft mit Erſtaunen wackere Männer finden, die ihr verkanntet, und die, durch euer Wohlwollen entwaffnet, vielleicht eure beſten Freunde werden.«

Die Gefahren der Einbildungskraft.

Wilibald war eines reichen Mannes Sohn in Holland. Glück und Natur hatten ihn zu ihrem Liebling erkoren, und mit ihren Gaben ausgestattet. Ein offener Kopf, ein empfängliches Herz, ein klarer Verstand, ein rasches Gefühl, alles das verbunden mit einer eisernen Gesundheit in einem schönen Körper — was blieb ihm noch zu wünschen übrig? — Ein Zügel für die Einbildungskraft, die alle ferne Gegenstände mit glänzenden Farben malt, und jede Wolke am Himmel in einen Thron verwandelt, auf dem man sitzen möchte. Mit dieser gefährlichen Gabe hatten ihn die Feen allzureichlich beschenkt; sie los zu werden, hätte er wünschen sollen, weil sie nur ein Leben voll Täuschungen schafft, deren jede, gleich bösen Pocken, eine Narbe zurückläßt. Glücklich noch, wenn nicht zu spät eine theuer gekaufte Erfahrung das vernarbte Herz heilt!

Schon als Knabe zeigte Wilibald den gefährlichen Hang, das Feine, Unbekannte mit allen Reizen zu schmücken, die nothwendig sein heftiges Verlangen darnach erregen mußten, da hingegen, was er besaß, und wäre es auch zehnmal schöner gewesen, ihn nimmer befriedigte. Er hatte einen allerliebsten kleinen Wagen, lackirt und vergoldet, den gab er einem Straßenjungen für einen papiernen

Drachen. Er beſaß eine Leier, welche die ſchönſten Gaſſenhauer ſpielte, die vertauſchte er gegen eine Rohrpfeife von Weidenrinde. Immer dachte er ſich den Genuß der Dinge, die nicht ſein waren, unausſprechlich ſüß, und immer fand er am Ende, wenn er ſie durch große Opfer ſich zugeeignet hatte, daß er ihren Werth viel zu hoch angeſchlagen. Am Weihnachtfeſte pflegten ſeine Eltern ihn köſtlich zu beſchenken, aber ſie mochten ihre Gaben noch ſo übermäßig ſpenden, ſie erreichten doch nie die glänzende Vorſtellung, welche der Knabe ſich Wochen lang zuvor davon eingebildet hatte.

So ging es ihm auch mit Allem, was berühmt war. Auf einer Reiſe nach der Schweiz nahm ſein Vater ihn mit, und zeigte ihm den Rheinfall bei Schafffhauſen. Aber Wilibald hatte ſtets den höchſten Kirchthurm ſeiner Vaterſtadt zum Maßſtabe dieſes Falls angenommen und konnte nun nicht begreifen, warum man ſo viel Weſen davon machte? — Einen berühmten Trauerſpieldichter, deſſen Werke ihn entzückten, dachte er ſich als eine Heldengeſtalt, war begierig ihn zu ſehen, und nicht wenig verwundert, als er ihn klein und bucklicht fand.

Hätten nur die mannigfaltigen Erfahrungen, die er ſchon in ſeiner Kindheit auf dieſe Weiſe machte, ihm in ſpätern Jahren als Warnungstafeln vorgeſchwebt! Allein es ſchien vielmehr, als ob ſeine Einbildungskraft immer

üppiger ſich ausbreitete, und die Vernunft immer mehr verdrängte; gleich der Vanille, die eine ſo würzhafte Bohne trägt, aber doch nur eine Schlingpflanze iſt, die den geſunden Baum, um den ſie ſich windet, erſtickt.

Als Wilibald ein Jüngling geworden, und ſeine künftige Beſtimmung wählen ſollte, da reizten ihn alle Stände, weil er keinen derſelben kannte. Bald wollte er Advokat werden — denn wo gab es einen ſchönern Beruf, als den, die Unſchuld eines Angeklagten zu vertheidigen? — Bald Prediger — denn was konnte herrlicher ſein, als an jedem Sonntage auf der Kanzel die Menſchen zu rühren und zu beſſern? — Bald Soldat — denn was rühmlicher, als für das Vaterland zu kämpfen? was lockender, als in bunter Uniform die Augen auf ſich zu ziehen? — Wenn man ihn dagegen an die mancherlei Beſchwerden eines jeden Standes erinnerte, ſo ſchien ſeine Fantaſie plötzlich gelähmt; er dachte ſich wohl Beſchwerden, aber nur als einen Begriff, er geſtaltete ſie nicht; er ließ den Hintergrund im Nebel, und ſchmückte blos die Figuren im hellen Vorgrunde mit den ſchönſten Blumen.

Während er noch ſo ſchwankte, welchen Stand er ergreifen ſollte, kam eine herumziehende Schauſpielergeſellſchaft in ſeine Vaterſtadt. Wilibald ſtand zum erſten Male vor einer Bühne, und war hoch entzückt. Die ſchön-

ſten Werke der Dichtkunſt lebendig darzuſtellen; an jedem Abend lauten Beifall einzuernten; auf ein großes Publikum ſo unmittelbar zu wirken; das ſchien ihm nicht allein das glänzendſte, das poetiſchſte, ſondern auch das nützlichſte Leben. Einen höhern Genuß — dachte er — kann kein Stand auf der Welt gewähren! Täglich lebt der Schauſpieler in einer reizenden Ideenwelt, und da er unaufhörlich die Tugend liebenswürdig darſtellt, das Laſter dem Abſcheu oder dem Spotte Preis gibt, ſo muß er nothwendig ſelbſt zu den beſten Menſchen gehören. Welch ein Glück, unter lauter ſo trefflichen Menſchen zu leben? —

Sein Vater lachte ihn aus, und hielt es für eine der gewöhnlichen Schwärmereien, die ſo oft bei ihm wechſelten. Aber ſiehe da, als jene herumziehende Truppe die Stadt verlaſſen hatte, war bald nachher auch Wilibald verſchwunden. Nur auf der Bühne hatte er bis jetzt die ſämmtlichen Mitglieder geſehen, und dort, nach Maßgabe ihrer Rollen, Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, oder auch Haß und Abſcheu für ſie empfunden. Der Direktor als Wallenſtein und deſſen Tochter als Thekla hatten ihn vorzüglich intereſſirt; er dachte ſich jenen als den ehrwürdigſten Greis, dieſe als das zarteſte weibliche Geſchöpf, und mit dieſer Erwartung trat er in des Herrn Direktors Zimmer, der eben betrunken war, und ſeinem Zettelträger ein paar Ohrfeigen gab, weil er die Zettel, ſtatt ſie herum zu tragen, in einer Gewürzbude für ein Glas Brannt-

wein verkauft hatte. Die holde Thekla saß bei dieser Scene auf einer gemalten Rasenbank, und flickte mit blaurothen Händen ihr Tuch. Ein paar Kinder spielten auf der Erde in den Kleidern der Genien aus der Zauberflöte, weil ihre eigenen gewaschen wurden. Auf dem Tische lag, umgewendet, ein Türkenbund, aus welchem der Herr Direktor vor der Hand Tabak stopfte.

Wilibald stutzte, als er sich auf einmal aus den Zauberpalästen seiner Fantasie in diese rohe Wirklichkeit versetzt sah; indessen brachte er seinen Wunsch geziemend an, ein Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft zu werden. Wallenstein maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und blies ihm eine dicke Rauchwolke in's Gesicht. Nach einer Pause hub er an: »gut gewachsen und auch hübsche Kleider auf dem Leibe. Der Herr will engagirt sein? Dazu kann Rath werden. Wie ist's mit der Stimme? Spreche der Herr einmal so recht aus Leibeskräften.« Wilibald erhub die Stimme, und Wallenstein war zufrieden.

»Aber kann der Herr auch lesen und schreiben? — Zwar mit dem Schreiben nehme ich's nicht so genau, aber lesen muß der Herr fix und deutlich, darauf halte ich große Stücke.« Voll Erstaunen fragte Wilibald, ob es möglich sei, die erhabenste der Künste zu üben, ohne die gemeinste zu verstehen? »O ja,« erwiederte Wallenstein, »ich habe selbst einen Helden unter meiner Bande, es ist so

ein tüchtiger Kerl im Schreien und Luftſägen, aber leſen kann er nicht, wegen des Rolleneinſtudirens hat der Souffleur immer ſeine liebe Noth mit ihm.“ Wilibald verſicherte beſcheiden, daß er in mehreren Sprachen leſen und ſchreiben könne. »Deſto beſſer,“ ſagte der Herr Direktor, »ſo kann Er die Schwalgees (Chevaliers) ſpielen. Aber da wird Er auch wohl eine raſende Gage begehren? Viel gebe ich nicht.“

»Ha! wie entfaltete ſich plötzlich jede Runzel in Wallenſtein's gefurchtem Antlitz, und wie feurig glänzte die rothe Naſe, als Wilibald erklärte, er ſei wohlhabend und nicht geſonnen, die ſchöne Kunſt um Geld zu treiben; er begehre nichts als das Vergnügen, an jedem Abend eine Rolle zu ſpielen. Alſobald wurde ihm ein ſchwarz gerauchter Pfeifenſtummel ſammt dem gefüllten Türkenbunde dargeboten, und Thekla befehligt, daß ſie den Kaffeeſatz noch einmal abkochen ſollte. Wilibald verbat ſich alle Erfriſchungen und lud die ganze Geſellſchaft zum Mittagsmahle in das Wirthshaus, in welchem er abgetreten war. Dies große Wort verurſachte ein gewaltiges Getümmel. Der Zettelträger mußte ſogleich herumlaufen, die Probe abbeſtellen, hingegen anſagen, daß jedes Mitglied ſich Punkt zwölf Uhr unausbleiblich im goldenen Hirſch einzufinden habe, wo ein neuer berühmter Schauſpieler mit einem Schmauſe debutiren werde. Keiner blieb aus, Wilibald hatte das Vergnügen, mitten unter den Kunſtjüngern zu

ſitzen, die er ſo oft bewundert, und die ihn jetzt um die Wette liebkoſten.

Zum Unglücke ließ er es an Wein nicht fehlen. Der tückiſche Bacchus trieb ſein Spiel mit den Muſen, und als die Mahlzeit zu Ende ging, lag Wallenſtein unter dem Tiſche — Thekla ſetzte ſich dem Schneider Fips auf den Schooß — Octavia umarmte den Rochus Pumpernickel, und Regulus empfing eine Ohrfeige von ſeiner Frau, dem Donauweibchen, weil er ihr vorgeworfen hatte, ſie habe ſeinen meerſchaumenen Pfeifenkopf verſetzt.

Wilibald ſaß beſtürzt und blickte mit großen, aber trüben Augen von einer Gruppe auf die andere. Alle die ſchönen Gemälde ſeiner Fantaſie verwandelten ſich in Zerrbilder; ihn ahnte, er habe ſich getäuſcht. Da trat Marinelli zu ihm, ein ältlicher, verſtändiger Mann, gegen den Wilibald einen Groll hegte, weil er ihn lauter Böſewichter hatte ſpielen ſehen, der aber jetzt der einzige Nüchterne in der Geſellſchaft war. »Junger Mann,« ſagte er, »Sie dauern mich; Sie ſcheinen eines beſſern Loſes würdig. Vielleicht hat ein Unglücksfall oder eine jugendliche Verirrung Sie zu dieſem Schritte bewogen. Doch, wenn es noch Zeit iſt, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie ihn zurück! Glauben Sie einem alten erfahrnen Manne, der leider keinen andern Nahrungszweig mehr hat! — Zwar dürfen Sie nicht nach dem, was Sie hier ſehen, unſern

ganzen Stand beurtheilen, bewahre der Himmel! es gibt redliche, wackere Männer unter uns, und manche brave Frauen; aber — auch bei den sittlichsten Bühnen finden sie stets weit mehr Egoismus als Kunstliebe; überall Rollenneid, Ruhmneid und Kabale, und, wenn Sie das alles überwunden haben, so finden Sie ein stumpfes, gleichgiltiges Publikum, das gewöhnlich klatscht und pocht, ohne zu wissen, warum."

Während die übrigen den Rausch ausschliefen, erzählte Marinelli dem Jüngling seine Geschichte. Sie war nicht blos lehrreich, sondern auch herzergreifend; sie wirkte auf Wilibald's Fantasie, und das war der einzige Weg, wie man auf ihn wirken konnte. Er drückte dem Alten gerührt die Hand, und fragte ihn, ob er wohl das glänzende Jammerleben gegen einen stillen Dienst auf einem von seines Vaters Gütern vertauschen wolle? »O mit Freuden!" sagte Marinelli, und Wilibald ließ anspannen. Als die Gesellschaft endlich auf und in's Komödienhaus taumelte, um Nathan den Weisen ohne Probe zu spielen, waren Wilibald und sein Begleiter schon viele Meilen weit. Heimkehrend warf er sich in des bekümmerten Vaters Arme, gestand, ihn habe seine Fantasie diesmal grausam getäuscht, und stellte ihm den rechtschaffenen Marinelli als seinen Retter vor. Der Vater war im Grunde froh, daß Wilibald diese Erfahrung gemacht. Er hoffte, sie werde auch bei andern Gelegenheiten eine heilsame Nach-

wirkung äußern, und versorgte gern den alten, seines Standes übersatten Musensohn.

Doch in der schönen Hoffnung, seines Sohnes Einbildungskraft habe einen Zügel gefunden, sah er sich bald betrogen. Damals — es war in den siebziger Jahren — hatten sich die Neger in Surinam gegen ihre grausamen Herren empört, und sich scharenweise in die Wälder geflüchtet, aus welchen sie nun bei Nacht die Pflanzungen überfielen, und rachdurstig plünderten und mordeten. Es war um die ganze Kolonie geschehen, wenn nicht schleunig Truppen dahin gesandt wurden. Man errichtete zu diesem Zwecke in Holland ein Regiment, und kaum vernahm es Wilibald, als seine Fantasie erglühte, und einen Feldzug in Südamerika im reizendsten Lichte ihm darstellte. Welch ein mildes, warmes Klima! welche Früchte! wohlhabende, fleißige Menschen, und das Verdienst, Rebellen zu besiegen, einer ganzen Kolonie die Ruhe wieder zu geben — nein, diesen Bildern widerstand er nicht. Er ließ nicht ab, seinen Vater mit Bitten so lange zu bestürmen, bis dieser endlich seufzend nachgab.

Wilibald wurde als Lieutenant angestellt, und schiffte nach Surinam mit den glänzendsten Erwartungen. Diesmal glaubte er sich nicht getäuscht, als nun die Stadt Paramaribo so anmuthig vor ihm lag, die nahen Wälder mit üppigem Grün geschmückt, die Luft von den lieb-

lichſten Düften geſchwängert. Zahlloſe Böte, hin und her ſchwankend, belebten den breiten Strom. Die fröhlichen Einwohner wimmelten am Ufer und empfingen die Kommenden mit herzlicher Gaſtfreiheit. Der Gouverneur gab ihnen ſogleich ein prächtiges Mittagsmahl, wo die ausgeſuchteſten Leckereien in ſilbernen Schüſſeln den Gaumen reizten, die würzhafteſten Weine den Durſtigen erquickten. Ein Schwarm von hübſchen Negerinnen und Mulatten-Mädchen bedienten ſie bei der Tafel. Sie gingen Alle, nach Landesſitte, bis zu den Hüften nackend, von da an waren ſie in den feinſten indiſchen Muſſelin gekleidet, der Körper und die Arme mit goldenen Ketten und Blumen geſchmückt.

»Surinam iſt ein Paradies!« rief Wilibald, als er am Abend ſich ſchlafen legte. Etwas gemäßigter war ſein Entzücken, als er am Morgen erwachte, und Geſicht, Bruſt, Hände ganz getigert fand. Myriaden Muſkitos — man pflegte ſie wegen ihres Summens des Teufels Trompeter zu nennen — hatten ihn umſchwärmt und geſtochen. Er mußte ſich mit Citronenſaft waſchen, um die Schmerzen zu erleichtern. Indeſſen vergaß er dieſe Beſchwerde bald, da die reichen Pflanzer ihn mit Gaſtfreundſchaft überhäuften, und die ſchönſten Damen ihm um die Wette liebkoſten; denn es iſt ein Sprichwort in Surinam geworden, daß die dortigen Frauenzimmer und die Muſkitos am liebſten neue Ankömmlinge ſuchen.

So lebte er denn einige Wochen in den angenehmſten Zerſtreuungen, und ſegnete den Augenblick, indem er ſich zu dieſem Zuge entſchloſſen. Doch nun rückten die Truppen in's Feld, oder vielmehr in Sumpf und Wald. Wilibald wurde mit zwei Barken nach dem Cottica-Fluß beordert, um dort zu kreuzen. Der einzige Erfriſchungsort, den er unterwegs antraf, hieß Devil's Harbour (Teufels-Herberge), wegen ſeiner Ungeſundheit mit Recht ſo benannt. Dort fand er auch ein ſogenanntes Hoſpital, in welchem das Elend jede Beſchreibung überſtieg. Er ſchiffte weiter bis zu dem ihm angewieſenen Standpunkte, wo nur Waſſer, Wald und Himmel ihn umgaben, eine düſtere Einöde, in der keine Spur von Menſchen zu entdecken war. Von dort aus kommandirte er die eine Barke, ſeiner Inſtruktion gemäß, noch höher hinauf. Er ſelbſt blieb wo er war, und ſuchte vergebens Mittel, die traurige Lage ſich zu erleichtern. Am Ufer durfte man nicht einmal die Speiſen kochen, aus Furcht, von den Negern überfallen zu werden; es mußte, trotz der Feuersgefahr, auf der Barke geſchehen. Doch alle Elemente ſchienen ſich zu verſchwören; der Regen ſtrömte gleich einer Sündflut nieder, und nur verſtohlen durfte man Athem ſchöpfen, um nicht eine Schar von Muſkitos in ſich zu ſaugen. Dieſes Geſchmeiß gönnte Keinem Ruhe und verließ die Schlafenden nur am Morgen mit Blut und Beulen bedeckt. Täglich mußte Wilibald Kranke nach der Teufelsherberge ſchicken, und täglich kamen deren auch von der andern Barke, um gleich-

falls in das elende Hospital geschleppt zu werden, und mit jedem rückkehrenden Boote die Nachricht kam, daß wieder einige Mann gestorben*). Frisches Fleisch mangelte gänzlich. Dann und wann wurde eine Meerkatze geschossen, und als ein Leckerbissen verzehrt. Die Zahl der Mannschaft verminderte sich täglich, und die noch lebten, waren mit ekelhaften Geschwüren bedeckt. Das Elend stieg auf's höchste. Wilibald selbst erkrankte, und hatte im hitzigen Fieber nichts als einen Trunk Wasser, den ein Neger ihm gleichgiltig reichte. Seine Jugendkraft siegte.

Als er endlich von diesem schrecklichen Posten erlöst wurde, und seine dahin geführte Mannschaft überzählte, waren von fünf Offiziers noch zwei, und von vierundfünfzig gesunden Leuten zwei Korporals und fünfzehn Gemeine übrig. Er murrte, aber bereute seinen Entschluß noch nicht, vermeinend, es würde ihm ein glücklicheres Los getroffen haben, wenn man ihn mit in die Wälder geschickt hätte, um die empörten Neger aufzusuchen. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, doch er stutzte nicht wenig, als er den Marsch nun wirklich antrat. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Ein Trupp Neger mußte mit Beilen voran, um einen Fußpfad durch's Gesträuche zu hauen. Bald war man gezwungen, bis über die Hüften im Schlamme zu waten,

*) Diese Beschreibung ist buchstäblich wahr, und aus Stedmann's Reisen entlehnt.

bald über umgestürzte Bäume zu klettern, wobei der ganze Körper von Dornen zerrissen, von wilden Bienen gestochen, von Ameisen zerfressen, von der brennenden Sonne gebraten wurde; viele blieben liegen und verschmachteten, andere wurden in Hangematten nachgetragen.

Sobald die Sonne unterging, umhüllte sie Alle die finstere Nacht. Die Wanderer mußten dann auf's Geradewohl forttappen, oder im Sumpfe sich lagern, auf die Gefahr, eine Klapperschlange, oder sonst ein giftiges Gewürm, zum Schlafgesellen zu erhalten. Dann brüllten die Tiger um sie her, und sie durften diese Gäste nicht einmal durch Feuer oder Geschrei vertreiben, um sich den lauernden Rebellen nicht zu verrathen. Wurden sie von diesen überfallen, so entging Keiner dem grausamsten Tode.

Gesetzt aber auch, die ganze Expedition lief glücklich ab — gleich der, an deren Spitze jetzt Wilibald ausgezogen — worin bestand dies Glück? — Einige Neger wurden gefangen und verstümmelt, einige Dörfer in Flammen gesteckt, einige Pflanzungen von Reiß und Hauswurzeln zerstört. Nach solchen Triumphen kehrte der junge Held nach Paramaribo zurück, und hatte abermals mehr als die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt, lag selbst wiederum viele Wochen krank in seiner Hangematte, und es wuchsen ihm Würmer unter den Nägeln. Er konnte sich nicht länger verhehlen, daß dieses Leben eine ununterbrochene Höl-

lenqual ſei, allein er tröſtete ſich immer noch mit dem Gedanken: »es ſind doch brave Leute, für die ich mich aufopfere, dieſe gaſtfreien Pflanzer mit ihren liebenswürdigen, zuvorkommenden Frauen, die täglich in Gefahr ſtehen, von grauſamen Rebellen geplündert und ermordet zu werden. Ich bereue es nicht, um ihretwillen ſo viel erduldet zu haben. Noch im höchſten Alter wird mir die Erinnerung Freude machen, wenn ich erzählend unter meinen Kindern und Enkeln ſitze.«

Sogleich malte ihm die ſchöpferiſche Einbildungskraft einen lieblichen Kreis von Kindern und Enkeln, in deren Mitte er mit grauen Haaren ſich ſeiner Thaten rühmte, und dieſes Bild tröſtete ihn über alles Ungemach. Vollends vergaß er deſſen, als er nun wieder geſund wurde und die Einwohner ihn um die Wette zu ihren Freudenfeſten luden. Aber indem er ſo von einer Pflanzung zur andern fuhr, lernte er nun auch den Zuſtand der Neger kennen, und erwachte aus ſeinem Traume mit fürchterlichen Zuckungen.

Er ſah einen jungen, ſchönen Neger traurig herum hinken, während die andern fröhlich tanzten; man hatte ihm die Sehnen am Fuße zerſchnitten, weil er einſt entſprungen war. Einem andern ſah er die Zähne ausgebrochen, weil er von dem Zucker, den er ſelbſt mühſam baute, ein Stückchen entwendet hatte. Einen Greis erblickte er an

einen Ofen gefeſſelt, in welchem Rhum deſtillirt wurde. Mit Geſchwüren bedeckt ächzte der Alte Tag und Nacht bei der Glut des Feuers. Ein Knabe trug ein Halsband mit Stacheln, ſo, daß er nur ſitzend oder ſtehend ſchlafen konnte. Ein Anderer bewohnte ein Hundshäuschen, lag an der Kette wie ein Hund, und mußte die Vorübergehenden anbellen. Ein Dritter ächzte im ſpaniſchen Bocke, das heißt, die Hände waren ihm vorne zuſammengebunden, die Knie zwiſchen den Armen durchgezwängt, dann hatte man durch den Triangel, welchen die Kniekehlen mit den Armen bildeten, einen Pfahl gebohrt und dieſen in die Erde getrieben, ſo, daß das arme Schlachtopfer ſich eben ſo wenig rühren konnte als ein Todter. Und wenn Wilibald ſchaudernd nach den Verbrechen aller dieſer Unglücklichen forſchte, ſo hatte Jener einen Verſuch gemacht, zu entfliehen, dieſer ein wenig Rhum geſtohlen, ein Dritter wohl gar nur ſcheel dazu geſehen, wenn ſein geliebtes Weib von einem wollüſtigen Verwalter mißhandelt wurde. Nicht ſelten mußte Wilibald hören, daß ein Neger unter den Martern ſeines grauſamen Herrn den Geiſt aufgegeben, und wenn er mit empörtem Gefühle fragte: welche Strafe empfängt der Herr für ſolche That? ſo antwortete man ihm lächelnd: Keine, es wäre denn, daß ein Weißer als Zeuge gegen ihn aufträte, denn das Zeugniß eines Sklaven iſt ungiltig.

„Und die Strafe in dieſem Falle?“

»Ein Stück Geld. Aber ein kluger Herr kann ſich auch das erſparen. Will er eines Sklaven ſich mit guter Manier entledigen, ſo nimmt er ihn mit auf die Jagd, läßt ihn das Wild auftreiben, und ſchießt ihn nieder, als ſei es durch Zufall geſchehen, dann iſt weiter keine Rede davon. Oder er läßt den Sklaven im Walde nackend an einen Baum binden, unter dem Vorwand, ihm die Glieder auszudehnen, wo ihn die Muſkitos in einigen Tagen zu Tode martern.«

Auf einer Pflanzung hatte Wilibald ein ſehr hübſches, ſchlankes Mädchen von fünfzehn Jahren bemerkt. Als er bald nachher wieder dahin kam, erkannte er das arme Kind nicht mehr. Auf Befehl ihrer eiferſüchtigen Gebieterin hatte man ihr ein glühendes Eiſen auf Stirn, Wange und Mund gedrückt, auch die Sehnen an den Füßen durchgeſchnitten. Sie war nun ein häßlicher, elender Krüppel.

Dieſe Gräuel empörten des Jünglings Gemüth auf's Höchſte, und eine Begebenheit, von der er ſelbſt Zeuge war, machte ihn faſt wüthend. Eine ſchöne, ihrer Geiſtesbildung und Sanftmuth halber berühmte Dame lud ihn zu einer Spazirfahrt auf dem Strome in einer geſchmückten bequemen Barke. Er ſaß mit ihr an einem Ende des Bootes, das Wetter war angenehm, die Unterhaltung lebhaft — aber am andern Ende ſchrie ein Negerkind an der

Mutter Bruſt, und konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Da ſagte endlich die Dame ganz gelaſſen: »Bringt mir das Kind her!« Die Mutter gab es ihr zitternd, und — ſie ſchleuderte es in's Waſſer. Die kreiſchende Mutter ſprang augenblicklich hinter drein, wurde aber von den Negern ſogleich wieder aufgefiſcht, und bekam für ihre Verwegenheit vierhundert Geißelhiebe, indeſſen ihr Kind, ſein Aermchen noch einmal emporſtreckend, von den Wellen fortgeführt wurde. Wilibald ſaß verſteinert bei dieſem gräßlichen Schauſpiele, und ſtarrte die ruhige Mörderin an. So bald er ſich wieder beſinnen konnte, wollte er ſie ſelbſt über Bord ſtürzen. Sie ſchrie, er ſei wahnſinnig. Ihre Leute mußten ihr zu Hilfe kommen. Erſchrocken ließ ſie am nächſten Ufer landen; Wilibald ſprang aus dem Boote, und verfluchte den Augenblick, wo ſeine Fantaſie in dies vermeinte Paradies ihn gelockt.

»Großer Gott!« rief er ſchmerzlich, »für ſolche Menſchen habe ich meinen Degen gezogen und tauſendfache Beſchwerden erlitten! — Rebellen wären jene Neger? Grauſam nennt man ſie? — Wahrlich! ſie ſind nur zertretene Unglückliche, die, mit dem Blute ihrer Weiber und Kinder beſpritzt, von der Verzweiflung in die Wälder gejagt werden.«

Jetzt wollte er durchaus zu dieſen Gemißhandelten übergehen, an ihrer Spitze fechten, ſich Ruhm und Segen

erkämpfen, und vielleicht hätte ſeine Fantaſie ihn diesmal am wenigſten irre geführt; aber der Oberſt ſeines Regiments hielt ihn in der That für wahnſinnig, ließ ihn an Bord eines ſegelfertigen Schiffes bringen, und ſchickte ihn nach Europa zurück.

Hier war indeſſen ſein Vater geſtorben, und Wilibald Erbe eines ſchönen Landgutes geworden. Da wollte er hinfort leben, von der böſen Welt geſchieden, und abermals entwarf die Einbildungskraft mit ihrem Zauberpinſel ihm ein herrliches Gemälde. Er ſah ſich unter dankbaren, durch ihn beglückten Bauern, auf blühenden Feldern, die er ſelbſt urbar gemacht, oder in einem ſchönen Park, den er ſelbſt gepflanzt hatte. Mit Ungeſtüm umfaßte er dieſen neuen Lebensplan, der ihn, weil er wirklich einer der beſten war, einige Jahre feſt hielt; aber es ging auch hier nicht immer ſo, wie die Fantaſie ihm vorgegaukelt hatte. Bei allen Wohlthaten, die er ſeinen Bauern erzeigte, kränkten ſie ihn oft durch Undankbarkeit; die Felder, die er urbar machte, wurden beim Durchbruch eines Dammes verwüſtet; die Bäume, die er pflanzte, wollten nicht ſchnell genug wachſen. Da wurde Wilibald kühler, beſuchte ſeltener die Hütten und Fluren, fand mehr Geſchmack am Leſen und — Faullenzen.

Die Dichtkunſt zog ihn jetzt in ihren magiſchen Kreis. Er ließ ſich ganze Ballen Gedichte kommen (denn, Gott

sei's geklagt! wir haben sie Ballenweise), und verschlang alle Musen-Almanache. In diesen letztern trieb damals ein Mädchen ihr poetisches Wesen, Elise Morgenroth, die bald den Mond und die Gestirne, bald die Veilchen und Rosen besang, und in alle ihre Gesänge ein Schmachten, eine Sehnsucht nach dem unbekannten Geliebten mischte.

Wilibald war entzückt. »Ha!« rief er aus, »wenn ich dieser unbekannte Geliebte wäre! wenn in mir das herrliche Mädchen ihr Ideal fände, und ich in ihr das meinige! — Kaum hatte dieser Gedanke ihn ergriffen, als auch schon die dienstfertige Fantasie mit Palett und Pinsel sich einstellte, und mit glühenden Farben ihn ausmalte. Elise Morgenroth ist schön wie ein Engel! das sah er im Geiste und zweifelte keinen Augenblick daran. Sie hat ein blaues, schmachtendes Auge, seidenes Haar und prangt in üppiger Jugendfülle. Dabei ist sie auch sanft wie ein Engel, verständig, arbeitsam — kurz, er schmückte sie mit allen Reizen des Körpers und der Seele. »Ha! wenn sie mein würde!« seufzte er, »welch ein paradiesisches Leben würden wir führen!«

Das von ihm selbst gemalte Bild der schönen Musen-Schwester ließ ihm keine Ruhe mehr. Er schrieb an den Buchhändler, der ihm die Almanache lieferte, und beschwor ihn, zu erforschen, wer diese Elise Morgenroth sei?

wo sie wohne? und ob Hymen's Band sie noch nicht feßle? — Der Buchhändler antwortete: sie sei eines Schulmeisters Tochter, wohnhaft in Nimwegen, und seines Wissens noch unvermählt.

Jetzt wagte Wilibald eine poetische Epistel an sie zu schreiben, die, zu seiner höchsten Wonne, nicht unbeantwortet blieb. Es entspann sich eine Korrespondenz in Versen, in der sich beide Theile die schmeichelhaftesten Dinge sagten. Er nannte sie seine Muse, sie nannte ihn ihren Apollo; seine Fantasie pumpte das Herz immer höher in den Kopf hinauf, und endlich konnte er dem Drange nicht länger widerstehen, in Alexandrinern anzufragen: ob die Muse den Apoll heirathen wolle? — Es wurde ihm in Jamben geantwortet: daß solches allerdings wohl geschehen könne, und sogleich ließ er anspannen, um auf den Flügeln der Liebe nach Nimwegen zu eilen. »Ich werde unaussprechlich glücklich sein!« rief er unterwegs alle Augenblicke dem Postillon zu, der sich jedesmal verwundert umsah und mit der Peitsche knallte.

Hoch klopfte Wilibald's Herz, als er die Thore von Nimwegen erreichte. Hastig sprang er aus dem Wagen, und fragte Jeden, der ihm begegnete, wo die berühmte Elise Morgenroth zu finden sei? Niemand wollte sie kennen. Das fand er unbegreiflich, und schimpfte auf die ganze, ihrer herrlichen Mitbürgerin so unwürdige Stadt.

Ein munterer Knabe antwortete endlich: es gebe in der Stadt einen Schulmeiſter Morgenroth. »Ganz recht! Führe mich zu dem!" Der Knabe trollte vor ihm her durch drei oder vier enge Gäßchen, und machte endlich Halt vor einem kleinen, gelben Hauſe, mit rothen Fenſterladen und grüner Einfaſſung. Es wurde an der Thüre geklingelt. Ein kleines hageres Männchen mit einer beräucherten Schlafmütze öffnete ſie. Das war der künftige Schwiegerpapa, der den fremden Herrn mit vielen Kratzfüßen empfing, und in ſeine beſte Stube führte, die zugleich ſeine einzige war. Die eine Hälfte derſelben füllte ein langer Tiſch für die Schulbuben; die andere hatte man ſpärlich in zwei Viertel getheilt, nämlich in des Schulmeiſters Werkſtatt, denn er war zugleich ein Buchbinder, und in den Muſentempel, in welchem, bei allem Lärm der lieben Schuljugend, Eliſe ihre Geiſteskinder gebar; da lagen Papiere und Bücher zerſtreut; da gab es der Tintenkleckſe auf dem Fußboden eine große Menge, und mitten unter den Papieren ſtand eine Büſte der Sappho, die von vielen tauſend unverſchämten Fliegen für ganz etwas anders war angeſehen worden.

Es wurde dem Jünglinge ſchwer, Eliſens Bild, das in einer Glorie um ihm vorſchwebte, mit dieſen Umgebungen zu paaren. Er ſchämte ſich in dieſem Augenblicke, reich zu ſein, da die Armuth ihre Dornen hier um Lorbeerkränze wand. Haſtig fragte er den demüthigen Vater nach

der lieblichen Tochter. »Sie ſitzt oben im Taubenſchlage,« antwortete der Alte, »und füttert ihre Tauben.«

»He, Grethe!« rief er zum Fenſter hinaus, »es iſt ein fremder Herr gekommen, der dich ſprechen will.«

»Grethe?« ſagte Wilibald, »ich denke, ſie heißt Eliſe?«

»Ach nicht doch!« erwiederte der Schulmeiſter, »ſie iſt mit dem chriſtlichen Namen Margaretha getauft; aber weil ſie nun Verſe macht, und, wie die Leute ſagen, recht ſchöne Verſe, ſo war ihr der Name nicht gut genug; ſie ſchreibt ſich Eliſe, bleibt aber doch meine Grethe, wenn ſie es gleich nicht leiden kann.«

Die Muſe auf dem Taubenſchlage hatte kaum vernommen, ein fremder Herr ſei angelangt, als ſie die Gegenwart ihres Apoll ahnete, und eilig in einen Zwinger lief, den ihr Vater ſeinen Garten nannte, um ſich mit Blumen zu ſchmücken. Nach einer Viertelſtunde, voll der geſpannteſten Erwartung, ſah Wilibald endlich die Thür aufreißen, und ſeine Muſe trat herein. Sie war eine mannhafte Perſon von dreißig Jahren und d'rüber, keine niederländiſche Schönheit, wie Rubens ſie zu malen pflegte. Der Geiſt hatte das Fleiſch verzehrt und ſpielte nun mit den Knochen. Eine Adlernaſe erhob ſich zwiſchen kohlſchwarzen Augen, welche Blitze ſchoſſen. Weiße Lilien

ſchimmerten in ihrem ſchwarzen Haar; ein dicker Buſch von Roſen und Tulpen beſchattete einen keuſchen Buſen, oder wenigſtens die Gegend, welche die Natur ihm angewieſen hatte. Ueber ihre linke Schulter bis zur rechten Hüfte hinab ging eine Guirlande von Paſſionsblumen. Die langen Finger, nicht mit Ringen, wohl aber mit Tinte, dem Ehrenzeichen des Fleißes, geſchmückt, ſpreiteten ſich weit auseinander, um das Erſtaunen auszudrücken, und ein leiſes Ha! entſchlüpfte dem breit lächelnden Munde.

Wilibald fiel von ſeiner Höhe ein wenig unſanft herab, als er die bekränzte Dichterin erblickte. Allein ſie ſchwärmte ſo erhaben über das eigentliche Leben, das poetiſche, und über die Verbindung gleich geſtimmter Seelen, und über die wonnigliche Zukunft, die ihrer harrte, daß Wilibald entzückt — weder den Mangel körperlicher Reize, noch den Ueberfluß der Jahre achtend — ihr Haupt, ſtatt der Lilien, mit Mirten krönte — proſaiſch geſprochen: die Jungfer Margarethe Morgenroth heirathete. Im Triumphe führte er ſie auf ſein Gut, wo nun Alles, was der Reichthum gewährt, mit den feinſten geiſtigen Genüſſen für ihn, den Beneidenswertheſten aller Sterblichen, abwechſeln ſollte.

Doch nimmer hatte die Fantaſie ihn ſo hart getäuſcht, als dieſes Mal. Seine Frau ſah er ſelten, denn ſie machte

Verſe und kam nur in einer Negligé zu Tiſche, auf dem Schmutzflecke und Dintenflecke einträchtig in einander floſſen. Trat er in ihr Heiligthum, ſo bat ſie ihn, entweder ſie nicht in der Begeiſterung zu ſtören, oder ſie las ihm einige Stunden lang ihre Gedichte vor. Lud er ſie zu einem Spazirgange, ſo konnte ſie entweder ſich von ihrem Schreibtiſche nicht trennen, oder ſie zog ihn auf die nächſte Raſenbank, und las ihm ihre Gedichte vor. Mit der Landwirthſchaft befaßte ſie ſich nur in ihren Geſängen, in welchen die Stiere anmuthig brüllten, und die Schafe lieblich blökten.

Der arme Wilibald war des ewigen Singſangs herzlich müde, und der Himmel weiß, wozu am Ende die Verzweiflung ihn würde getrieben haben, wenn nicht der Tod ſich ſeiner erbarmt, und die Muſe aus dem erſten Wochenbette, mit einem Wiegenlied auf der Lippe, hinauf unter die ewig ſingenden Engelein geführt hätte. Nun athmete er frei, und ſchwur, daß ſeine Fantaſie ihm nie wieder einen ſolchen Streich ſpielen ſollte. Jetzt war die Einſamkeit ihm wieder ſo behaglich, er hörte keine Verſe mehr, die Almanache verſchwanden von ſeinem Tiſche.

Nur der Trieb nach Thätigkeit quälte ihn oft. »Ich bin jung und reich,« ſagte er, »ich könnte der Welt viel nutzen; doch was habe ich bisher gethan? Ein Dutzend Komödianten traktirt, ein Dutzend Reißfelder in Surinam

verwüſtet, ein Dutzend Bäume auf meinem Gute geſlanzt, ein Dutzend Gedichte zuſammen geſtoppelt — und doch wohnt Kraft in mir zu irgend einem großen Unternehmen, zu irgend einem weitgreifenden Wirken für das Heil der Menſchheit.»

»In dieſer Stimmung ſprach eines Abends ein Wanderer ihn um ein Nachtlager an. Der Mann ſah rechtlich aus, trug einen grauen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, einen zweimal aufgekrempten Hut, und einen langen Stab. Ueber ſein ganzes Weſen war ein gewiſſer feierlicher Ernſt verbreitet. Wilibald nahm ihn auf und fragte: woher? wohin?

»Ich komme aus Deutſchland,» war die Antwort, »und gehe nach England.»

»Und Ihre Geſchäfte?»

»Verbreitung des chriſtlichen Glaubens unter den armen Heiden.»

»Gibt es in England noch Heiden?»

»Nein, mein Herr, im Gegentheil, es gibt daſelbſt eine ſehr chriſtliche Miſſions-Geſellſchaft, deren löblicher Zweck iſt, die Blinden und Lahmen zu der Tafel des Herrn zu berufen. Eben jetzt wird ein Schiff ausgerüſtet, um Miſſio-

näre nach den Südsee-Inseln zu bringen. Auch ich bin, wiewohl unwürdig, erwählt worden, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, und eben jetzt eile ich, um diesem erhabenen Berufe zu folgen."

Wilibald sprach von den Mühseligkeiten und Gefahren, die ohne Zweifel seiner warteten. Da verwandelte sich des Mannes hoher Ernst in eine Art von andächtiger Freude und Schwärmerei. Von dem vielen Guten sprach er, das er mit dem Beistande Gottes stiften werde, und wie dieses Gute nicht auf lebende Geschlechter, sondern auch auf ihre spätere Nachkommenschaft wirken könne; und wie, nach mehreren Jahrhunderten vielleicht, ein großes, mächtiges, moralisch-gebildetes Volk ihn unter seine ersten Wohlthäter zählen werde.

»Ha!" rief er begeistert aus, »was sind dagegen Mühseligkeiten und Gefahren! was wäre selbst der Tod! In diesem Berufe sterben ist selig und süß!"

Mehr bedurfte es nicht, um Wilibald's Einbildungskraft zu entflammen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, immer sah er die Südsee-Inseln vor sich herum schwimmen. Alles, was er jemals von ihrem milden, gesunden Himmelsstriche, ihrem fruchtbaren Boden und von der Gutmüthigkeit ihrer Bewohner gelesen, rief er in sein Gedächtniß. Hier bot sich ihm nun eine Gelegenheit dar, seinen

heißen Wunſch zu erfüllen; hier konnte er der Menſchheit nützlich werden. Es dämmerte noch, als er ſchon aus dem Bette ſprang, und kaum hatte er Geduld, den Morgen zu erwarten, um ſeinen plötzlich gereiften Entſchluß dem frommen Gaſte mitzutheilen. Der vernahm ihn mit Rührung, und dankte Gott, der abermals eine Seele erweckt, um ſeinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Gern ließ er ſich überreden, noch einige Tage zu verweilen, damit Wilibald ſein Haus beſtellen, und dann als Reiſegefährte mit ihm wandern könne.

So zogen ſie nun nach London, wo die Miſſions-Geſellſchaft den unerwarteten, reichen Ankömmling mit Freuden aufnahm, und einer großen Anzahl von Auserwählten aus allen Ständen ihm zugeſellte, die bald nachher auf dem Schiffe Duff, unter Kommando des Kapitäns Wilſon, abſegelten, und nach einer glücklichen Fahrt zu Otaheite landeten.

»Nun werde ich dieſe herrlichen Menſchen kennen lernen,« rief Wilibald, »unter welchen noch die Unſchuld des erſten Weltalters wohnt.«

Bald wurde ſein Wunſch erfüllt *). Eine Menge Inſulaner kamen an Bord. Sie ſprangen wie unſinnig auf

*) Die folgende Beſchreibung iſt buchſtäblich wahr, und aus Wilſon's Reiſe entlehnt.

dem Verdecke herum, schrien Tayo! Tayo! und stanken gewaltig nach Kokosöl. Man mußte sie mit tausend Augen bewachen, denn sie waren sehr geneigt, Alles zu stehlen, was ihnen gefiel. »Das sind nur gemeine Leute,« dachte Wilibald, »die Vornehmen finden wir ohne Zweifel gesitteter.«

Die Missionäre begaben sich an's Land. Der König, ein dummer Junge von siebzehn Jahren, erschien nebst seiner Gemahlin. Beide wurden von Männern getragen, denen sie auf den Schultern saßen, die Beine vorne herabhängen lassend, und an deren Köpfen sich anlehnend, wobei sie sich den königlichen Zeitvertreib machten, den Trägern das Ungeziefer aus den Haaren zu lesen. Die Königin hatte unter allen Weibern allein das Vorrecht, diese Thierlein zu schmausen, und sie bediente sich desselben häufig. Sie hatte noch keine Kinder. Im Grunde war sie die Frau eines jeden ihrer Knechte, und diese buhlerische Lebensart brachte sie um das Glück, Mutter zu werden. Otu hieß der dumme König. Sein Vater, Pomare, regierte gleichsam als Vormund an seiner Seite. Er hatte gleichfalls eine liebenswürdige Gemahlin, Iddia, die aber nicht von ihm, sondern von einem sogenannten Tautau (einer der Geringsten im Volke) schwanger, und deshalb gesonnen war, ihr Kind umzubringen, sobald es auf die Welt käme.

Von einem schönen Eifer beseelt, beschloß Wilibald an ihr das erste Probestück seiner Bekehrungsgabe abzu-

legen. Durch einen Dolmetscher stellte er ihr beweglich die große Sünde des Kindermordes vor. Sie lachte ihm in's Gesicht und sagte, das Kind in ihrem Schooße sei von einem unedlen Vater, darum müsse es sterben. Wilibald bat sie, es ihm zu übergeben, sobald es geboren wäre, es solle ihr nie zur Last fallen, da er für dessen Erziehung sorgen werde. Zugleich versprach er ihr, wenn sie mit diesem guten Beispiele ihrem Volke vorgehen würde, es der Königin von England zu melden, die sich darüber freuen und ihr kostbare Geschenke zusenden werde. Aber sie blieb dabei, und kehrte unwillig dem Prediger den Rücken. Ihr Geliebter hatte, mit dem gleichgiltigsten Gesichte von der Welt, Alles mit angehört.

Einige Tage darauf erfuhr Wilibald, daß sie ihr Kind wirklich ermordet, und auf seinen Antrag wurde nun beschlossen, sie mit Verachtung zu behandeln, so oft sie vor den Missionärs sich blicken ließe. Doch Iddia kehrte sich eben so wenig an dieses Zeichen der Mißbilligung, als an jene Ermahnungen, und da sie eine Person von Bedeutung war, so mußte man, zu Wilibald's großem Verdruß, eben so glimpflich mit ihr verfahren, als in Europa in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt. Das war indessen bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, wo er sich genöthigt sah, seine hohen Erwartungen herab zu stimmen. Er lernte die saubere Gesellschaft der Arroy's kennen, deren Mitglieder mehrere Weiber haben (die sie

unter einander vertauschen, und deren Kinder sie nach der Geburt ermorden; die nie arbeiten, sondern sich blos von Rauben und Plündern nähren), und zu der sich dennoch die vornehmsten Insulaner zählen. Er lernte die verworfenen Mahu's kennen, männliche Geschöpfe, die von Kindheit auf in Weibertracht als Weiber erzogen werden, und gleich diesen Buhlschaft treiben. Er lernte die grausamen Menschenopfer kennen, bei welchen der Priester dem unglücklichen Schlachtopfer ein Auge aushöhlt, und es auf einem Pisang-Blatte dem Könige präsentirt.

Nach solchen Erfahrungen schien es ihm freilich nun ein Geringes, daß die vortrefflichen Otaheiten sammt und sonders unaufhörlich die Missionärs zu bestehlen suchten; daß die Höflinge unter Allen die ärgsten Diebe waren; daß Seine Majestät selbst eine gestohlene Axt verheimlichten, und des Diebes Geschicklichkeit hoch priesen — noch geringer der Ekel, den ihre Schmausereien erweckten, wo das berauschende Getränk aus Wurzeln, von alten Weibern gekaut, zubereitet wurde — oder die nächtliche Marter, wenn die Flöhe ihn und seine Gefährten dermaßen quälten, daß sie mitten in der Nacht aufspringen und in die See laufen mußten.

Alle diese Annehmlichkeiten hatten die Hitze seiner Einbildungskraft schon sehr abgekühlt. Er sah, daß von dem wärmsten Bekehrungseifer hier wenig Frucht zu hoffen sei,

und als nun vollends die sichere Nachricht einlief, daß die Oberhäupter der Insel bei einer Schale Ava sich verschworen, die Missionäre zu plündern und fortzujagen, sobald sie mit dem nächsten Schiffe noch mehrere Kostbarkeiten würden erhalten haben, da wartete er die Vollziehung dieses Vorhabens nicht ab, sondern begab sich klüglich mit dem Kapitän Wilson nach Europa zurück. Dort verlockte ihn die Fantasie noch mehr als einmal, nach diesem oder jenem Ziele zu ringen, das in der Ferne schimmerte wie ein Licht, und in der Nähe gewöhnlich aus einem Stücklein faulen Holzes bestand; aber er war doch nun schon etwas behutsamer geworden, und endlich verschaffte ihm das Glück die Bekanntschaft eines Mannes, der seine sthenische Einbildungskraft vollends heilte.

Morton, ein Engländer, hatte sich in seiner Nachbarschaft angekauft, und wohnte da mit seiner einzigen Tochter, einem hübschen, sittsamen Mädchen. Auf einem Spazirgange, den Wilibald eines Tages in tiefen Gedanken bis über seine Grenze machte, sah er Arabellen zum ersten Male. Sie suchte Erdbeeren. Ihre Schönheit gehörte nicht zu jenen blendenden, die auf den ersten Blick fesseln, und oft beim zweiten wieder los lassen, aber ihre Physiognomie hatte etwas Stillfreundliches, Anziehendes, das, oft gesehen, nur fester bindet. Aus bloßer Neubegier redete Wilibald sie an. Sie war nicht verlegen, doch schüchtern, und als sie merkte, daß der Fremde das Ge-

ſpräch verlängern wollte, ſagte ſie: »dort auf dem Hügel unter der Eiche ſitzt mein Vater; er wird ſich freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen.« Wilibald ging mit ihr und fand den alten Morton, wie er Kräuter durch eine Lupe betrachtete. Beide kamen ſich mit Offenheit entgegen, man freute ſich der Nachbarſchaft, und in Kurzem war man unzertrennlich.

»Soll ich Ihnen ſagen,« hub Morton eines Tages an, »warum Ihre Einbildungskraft ſo oft den Meiſter über Sie ſpielte? — Aus dem unbefriedigten Triebe der Thätigkeit entſpringt Langeweile, und dieſe iſt die geſchäftigſte Dienerin der Fantaſie. Viel haben Sie verſucht; nichts genügte Ihrem raſtloſen Triebe. Ihr Sinn für das einzig Wahre, Gute und Schöne hatte Sie ſchon von ſelbſt auf den rechten Weg geleitet. Sie wurden Landmann — aber, mein Freund, um auf dem Lande Zufriedenheit zu finden, muß man unaufhörlich beſchäftigt ſein, muß jeder Tag, jede Stunde ihr angewieſenes Werk haben. Selten iſt die Landwirthſchaft allein dazu hinreichend, zumal im Winter. So alt ich bin, ſo würde ich noch heute in die große Welt zurück kehren, und gleich Ihnen vielleicht, mit Hilfe meiner Einbildungskraft, manchen abenteuerlichen Plan entwerfen, wenn ich nicht ſo glücklich wäre, durch mannigfaltige, ſelbſtgeſchaffene Unterhaltungen den böſen Geiſt in jeder Stunde zu bannen. Ich ſäe und ernte, ich bin Gärtner und Botaniker, Maler und Baumeiſter;

ich pfuſche in manches Handwerk, bin Drechsler und Tiſchler. Kurz, wie der heil. Hieronymus die Augen gar nicht vom Leſen aufſchlug und folglich unverführt blieb, obgleich der Satan bald vor ihm bald hinter ihm ſtand, ſo bin ich keinen Augenblick ohne Arbeit, und das bändigt den Satan der Fantaſie. Machen Sie es wie ich, mein junger Freund, und gelingt es Ihnen Anfangs nicht, will noch einmal Ihre Einbildungskraft Sie nach Surinam oder nach Auſtralien locken, ſo kommen Sie erſt zu mir, damit wir das Ding nicht blos von vorne, ſondern auch von hinten betrachten, und damit wir das Gute, was Sie wirklich ſchon beſitzen, gegen dasjenige abwägen, was Sie erlangen wollen. Gewöhnlich wird ſich dann finden, daß Sie reicher ſind, als Sie glauben, und beſſer thun, den Sperling in der Hand zu halten; ohne auf das Dach zu klettern, um den Storch herabzuholen.»

Wilibald nutzte dieſen treuen Rath und ſpürte in Kurzem die wohlthätigen Folgen. Nach einigen Monaten wunderte er ſich außerordentlich, als er die Entdeckung machte, daß er Arabellen liebe, denn ſie hatte ſich nicht durch die Fantaſie in ſein Herz gedrängt, ſondern war ganz leiſe an der Hand der Vernunft hinein geſchlichen. Sobald aber die Entdeckung einmal gemacht war, miſchte ſich die Fantaſie augenblicklich wieder in's Spiel, und verſchönerte ihm die Zukunft durch Arabellens Beſitz. Nur

täuſchte ſie ihn diesmal nicht; denn als er nun wirklich in ihr eine treue, verſtändige Gattin fand, das Kleinod der Erde, ſo fühlte er zum erſten Male, ſeine Fantaſie habe nicht hingereicht, ihm das ſtille Glück eines durch Arbeit und Liebe gewürzten Lebens recht lebendig darzuſtellen.

Oswald und Gustchen.

Digitized by Google

»Ich bitte dich herzlich,« ſagte der alte Rath Wendling zu Oswald, ſeinem einzigen Sohne, »ich bitte dich herzlich, verheimliche mir nichts! — Leider hatteſt du von Jugend auf einen Hang dazu, der deiner Schweſter das Leben koſtete, als du noch ein Knabe von zwölf Jahren warſt.«

»Mein Gott! wie das?« fragte Oswald.

»Du hatteſt in der Schule den Sohn eines Schneiders kennen lernen, ich glaube, er hieß Gottlieb Stümper, und war eine Art von Poet.«

»O ja, ich erinnere mich ſeiner; ein närriſcher, aber gutmüthiger Menſch.«

»Das kann ſein. Du brachteſt nun alle deine Feierſtunden in dem Hauſe des alten Stümper zu, der noch eine Menge Kinder hatte. Mir ſagteſt du kein Wort davon. Wenn ich fragte: wo du geweſen? ſo hieß es immer: ſpaziren. Plötzlich bekam deine Schweſter die natürlichen Pocken. Ich hatte ſie ihr oft vergebens einimpfen laſſen. Die Schutzpocken kannte man damals noch nicht. Nur konnte ich nicht begreifen, wie ſie angeſteckt worden, denn ich wußte, daß in der ganzen Stadt nur in Stümper's Hauſe die

Pocken waren, und ich hatte, als Stadtphyſikus, die gehörigen Maßregeln genommen, daß die Anſteckung ſich weiter nicht verbreiten möchte; aber freilich, das wußte ich nicht, daß mein eigener Sohn täglich hinging. Du hatteſt deiner armen Schweſter das Gift gebracht, an dem ſie ſtarb. Ich erfuhr das endlich und predigte dir ſchon damals, was ich leider noch immer predigen muß. Du hatteſt nicht die kleinſte Entſchuldigung; du wußteſt recht gut, daß, wenn der junge Stümper ein braver, talentvoller Knabe war, ich den Umgang mit ihm keineswegs tadeln würde, weil ihn der Zufall zum Schneidersſohn gemacht, es war blos die verdammte Luſt, die du am Verheimlichen fandeſt. Damals weinteſt du bittere Thränen auf dem Grabe deiner Schweſter, aber es blieb beim Alten. Ich könnte dir noch hundert Geſchichtchen erzählen, wo du durch jenen vermaledeiten Hang mich betrübteſt oder ärgerteſt, wenn ſie gleich nicht alle ſo unglücklich abliefen. — Nun, es iſt vorbei. Du biſt ein Jüngling geworden, haſt in deinem Vater einen Freund gefunden, und wirſt mir künftig keinen deiner Schritte verhehlen, nicht wahr?"

»Gewiß nicht, lieber Vater."

»Gib mir deine Hand darauf!"

Oswald gab ihm ſchnell und gern die Hand, die der Vater traulich ſchüttelte. »Du biſt nun in den Jahren," fügte er noch hinzu, »wo man bisweilen dumme Streiche

macht. Das wird ſonder Zweifel auch dir widerfahren, doch laß dich das nicht irre machen; vertraue mir immer auch deine dummen Streiche. Du findeſt doch auf der weiten Welt keinen Menſchen, der geneigter wäre ſie zu verzeihen, als deinen Vater. Wie oft kann durch Vertrauen den Folgen einer Unbeſonnenheit vorgebeugt werden!"

Oswald verſicherte heilig, daß er von der Wahrheit alles deſſen innigſt überzeugt ſei — und ſo verhielt es ſich auch: allein er hatte von Kindheit auf ſeinem verderblichen Hang zu oft ſchon nachgegeben; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch die geringfügigſten Dinge heimlich zu thun. Immer benahm er ſich, als ob er auf der Maskerade wäre, und die Larve nie lüften dürfte. Das verurſachte ihm ſelbſt manchen Verdruß, dem Vater im Stillen manchen Kummer.

Als ſeine Schweſter geſtorben war, hatte der alte Wendling ein kleines verwaiſtes Mädchen aufgenommen, eine weitläufige Verwandte, und eines der gutmüthigſten, dankbarſten Geſchöpfe. Oswald und Guſtchen hatten einander recht lieb, woraus ſie vor aller Welt Augen kein Geheimniß machte; er hingegen zeigte es nur, wenn ſie allein mit einander waren. Niemand ſollte es wiſſen, nicht einmal ſein Vater, obgleich er nicht die mindeſte Urſache hatte, zu vermuthen, daß der es mißbilligen würde, denn der Alte liebte Guſtchen wie ſein eigenes Kind. Dann

hätte aber dieſe ſchuldloſe Zuneigung keinen Reiz mehr für Oswald gehabt.

Wirklich hatte der Alte den Plan, das gute Mädchen einſt mit dem Sohne zu verheirathen, weil es ihm aber vorkam, als ſei Oswald vollkommen gleichgiltig gegen ſein hübſches Mühmchen, ſo ſchwieg er wohlbedächtig.

Von ſeiner verſtorbenen Frau beſaß er noch einen kleinen Schatz, beſtehend in einigen goldenen Zierathen und einer brillantenen Bruſtnadel. Er verwahrte dieſe Dinge in einer Schachtel, die wiederum in einem Schranke ſtand, zu dem er bisweilen Guſtchen den Schlüſſel anvertraute, doch nur ihr allein, wenn dies oder jenes aus dem Schranke zu holen war. Eines Tages verlangte er ein Büchschen mit Balſam aus Mecca, welches auch ſeit vielen Jahren dort in einem Winkel ſtand. Guſtchen hatte, nach langem Suchen, es endlich gefunden, und weil ſie fürchtete, ihr Pflegevater möchte indeſſen ungeduldig geworden ſein, ſo eilte ſie es ihm zu bringen, und nahm ſich nicht einmal die Zeit, den Schrank zu verſchließen.

Oswald war an dieſem Tage zu einem Kammerherrn eingeladen, der wöchentlich Konzerte gab. Es durfte wohl ſonſt kein Bürgerlicher in ſeinen Palaſt ſich verirren; doch wenn ſolche Herren die Bürgerlichen brauchen, ſo nehmen ſie es nicht ſo genau. Oswald ſpielte das Violoncell ſehr gut, und, da es wenige Liebhaber gibt, die dieſes Inſtru-

Digitized by Google

ment wählen, so werden diese Wenigen gesucht. Folglich verdankte er lediglich seiner Kunst die öfteren Einladungen zu dem Kammerherrn; aber seine Eitelkeit hatte ihn überredet, man sehe ihn überhaupt dort sehr gern. Das hübsche Fräulein vom Hause spielte schwere Sonaten von Beethoven auf dem Fortepiano, und wollte immer von dem jungen Wendling accompagnirt sein, weil er außerordentlich taktfest war; das nahm Oswald für eine aufkeimende, ihm sehr schmeichelhafte Liebe, und ob er gleich nicht das Mindeste für das Fräulein empfand, so putzte er sich doch immer am sorgfältigsten an ihres Vaters Konzerttagen.

Schon daß die Sache nicht zur Sprache kam, sondern einer kleinen Intrigue glich, das gefiel ihm außerordentlich. Eben wollte er auch heute wohl geputzt sich zu dem Kammerherrn begeben, als sein Weg ihn durch das Zimmer führte, in dem der offen gelassene Schrank stand. Hundertmal hatte sein Vater wohl sonst den Schrank in seiner Gegenwart geöffnet, und ihm freigestellt, dessen ganzen Inhalt nach Gefallen zu beschauen; aber das hatte Oswald's Neugier nie gereizt. Doch nun, da der Schrank zu verschließen vergessen worden, folglich er ihn heimlich untersuchen konnte, nun war es ihm unmöglich, der Begierde zu widerstehen. Er stöberte alle Winkel durch, fand auch das Kästchen, und erblickte die brillantene Brustnadel, die er keineswegs zum ersten Male sah. Sie war

ihm aber nie so hübsch vorgekommen. Wie, wenn er sie heute in seine Hemdkrause steckte? Das würde in der hochadelichen Gesellschaft sich vortrefflich ausnehmen, und es war zu vermuthen, daß mehr als Ein Blick aus den Augen des schönen Fräuleins darauf ruhen würde. Kurz, er nahm die Nadel und ging. Mit zwei Schritten konnte er in seines Vaters Zimmer sein, und ihm den unschuldigen Wunsch anzeigen, gegen den der Alte sicher nichts eingewendet hätte, aber heimlich schien doch besser. Er konnte ja die Nadel auch heimlich wieder hinlegen, oder sich mit Gustchen darüber verstehen; wozu war es nöthig, dem Vater diese Kleinigkeit zu sagen?

Mit der brillantenen Brustnadel prunkend trat er in den Konzertsaal, wo, außer dem Kammerherrn, eigentlich Niemand seinen Schmuck bemerkte. Aber dieser alte, verschuldete Höfling bemerkte ihn sehr wohl. Eigentlich gab er seine Konzerte nur, um Leute in's Haus zu locken, die er, nach abgethaner Musik im Spiel betrügen konnte. Zu diesen Auserwählten war Oswald bisher nicht gezählt worden; man hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu rupfen; doch jetzt — die schönen Brillanten machten den Kammerherrn lüstern — und zum ersten Male wurden Oswald Karten präsentirt. Er hatte wohl bemerkt, daß diese Ehre sonst nur Offizieren und Leuten widerfuhr, die Kreuzchen im Knopfloche trugen; er fand sich dadurch geschmeichelt, und trat, mit großen Blicken um sich schauend,

zur Pharobank, als wollte er sagen: seht her, ich stehe auch unter euch.

Er mußte die kleine Eitelkeit theuer büßen, denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als er schon alle seine Barschaft verspielt hatte. Nun schämte er sich zurück zu treten.

»Wir sind hier unter uns,« sagte der edle Kammerherr, der ihn durchschaute, »wir spielen zum Zeitvertreib, und nehmen es nicht genau. Wenn Sie Lust haben, fortzuspielen, so können Sie durch Ihre Brustnadel sich in Avantage setzen, denn beim Spiel taxirt man solche Dinge hoch.«

Oswald war bestürzt über diesen Vorschlag, und doch meinte er, es sei unschicklich, ihn abzulehnen; man würde glauben, sein ganzes Herz hinge an einer Brustnadel, das möchte gar zu bürgerlich scheinen.

»O diese Kleinigkeit!« — sagte er, und gab sich alle Mühe, einen leichten vornehmen Ton nachzuäffen — »ich weiß wahrhaftig selbst nicht, was sie werth ist.« Bei diesen Worten zog er die Nadel aus der Hemdkrause, und überreichte sie dem Kammerherrn. »Ich verstehe mich auch nicht sonderlich darauf,« sagte dieser, indem er sie obenhin betrachtete, »aber hier ist der Consistorial-Präsident, der wird uns bestimmt sagen können, wie hoch wir sie taxiren dürfen.«

Dieſer Ehrenmann, der ſtark auf Pfänder lieh, war allerdings der größte Diamantenkenner in der Geſellſchaft. Er holte ſeine Brille hervor, beſchaute das Ding von allen Seiten, in allerlei Licht, und erklärte endlich: »Im Spiel könne man achtzig Dukaten dafür geben. »Eine ſehr liberale Schätzung,« ſagte der Wirth vom Hauſe, »allein es ſei darum. Im Grunde geſchieht es nur, um den jungen Herrn Wendling Revange zu geben.

Oswald verbeugte ſich und ſpielte weiter, und ehe Mitternacht heran kam, war die brillantene Nadel verloren, wogegen er aber zum erſten Male das Glück hatte, zum Souper gezogen zu werden.

Mit ſehr unbehaglichen Gefühlen kam er heim, und ſchlich in ſein Bett. Der Verluſt ſchmerzte ihn eben nicht; allein er wußte, daß ſein Vater einen hohen Werth auf Alles legte, was ſeiner Mutter einſt zugehörte. Die Furcht, ihn zu erzürnen, verbunden mit der Sucht, Alles zu verheimlichen, beſtimmte ihn, die ganze Begebenheit zu verſchweigen. »Wer weiß,« dachte er, »ob mein Vater in ſeinem Leben wieder nach der Nadel fragt. Warum ſollte ich ihm eine unangenehme Stunde machen?«

Aber der alte Wendling fragte allerdings nach der Nadel einige Wochen nachher, denn er wollte ſie Guſtchen, die eben ſechzehn Jahr alt wurde, zum Geburtstag-Geſchenke verehren, und hatte ſich ſchon lange auf dieſen

Tag gefreut. Diesmal ging er selbst zum Schranke, öffnete das liebe Kästchen, holte zwanzigmal Stück vor Stück heraus, wandte es zwanzigmal um und um, aber zu seinem Erstaunen fand er die Nadel nicht. Was sollte er davon denken? er hatte Niemand als Gustchen den Schlüssel anvertraut, und das Schloß war sehr stark, auch sonst kein Diebstahl zu vermuthen, denn schwerlich würde der Dieb sich damit begnügt, sondern lieber das ganze Kästchen mitgenommen haben. Sein Argwohn fiel daher auf Gustchen. Gern hätte er zehn solcher Nadeln darum gegeben, wenn er keinen solchen Argwohn hätte fassen müssen, und er suchte bei sich selbst die fatale Handlung so viel als möglich zu entschuldigen. »Ein junges Ding, meinte er; mädchenhafte Eitelkeit! Sie wird den glänzenden Schmuck herausgenommen haben, um sich einsam vor ihrem Spiegel damit zu putzen, dann hat sie wohl vergessen, ihn wieder an Ort und Stelle zu legen; sie konnte ja nicht wissen, daß ich ihn suchen würde, und ließ sich wohl nicht träumen, daß er ihr zum Geschenk bestimmt wäre. Es war immer nicht ganz recht von ihr, und sie muß ein wenig dafür geängstigt werden; denn auf jeden Fall hat sie mir eine Freude verdorben, indem sie nahm, was ich ihr geben wollte.«

Er rief Gustchen auf sein Zimmer, und verwies ihr die Unbesonnenheit halb im Scherz, halb im Ernst. Anfangs verstand sie ihn gar nicht. Das nahm er übel; er

meinte, ſie ſchäme ſich zu bekennen. »Hat irgend Jemand,« ſagte er, »den Schlüſſel zum Schranke von dir empfangen?« »Nein.« »Nun ſo muß ich dir auf den Kopf Schuld geben, daß du, vermuthlich aus Spielerei, die brillantene Bruſtnadel meiner ſeligen Frau aus dem Käſtchen genommen haſt.«

Guſtchen war faſt vor Schrecken zu Boden geſunken. Sie wurde todtenbleich und zitterte heftig; das nahm der Alte für ein Bekenntniß. »Siehſt du,« ſagte er, »welche Folgen eine ſolche Handlung nach ſich zieht? Da ſtehſt du nun; mein Töchterchen, und dir iſt übel zu Muthe.«

Guſtchen konnte kein Wort hervorbringen, aber ſie brach in einen heftigen Thränenſtrom aus. Das entwaffnete den Alten ſchnell. »Nun, nun, es hat ſo viel nicht zu bedeuten.« — »Nicht zu bedeuten?« ſchluchzte ſie, »ich eine Diebin?!«

»Ei, wer ſagt denn das? — Neubegier, Eitelkeit, du haſt ſie wieder hinlegen wollen, und haſt es vergeſſen.« — »Sie glauben das von mir?« — »Was ſoll ich denn ſonſt glauben?« — »Ach! ich armes, unglückliches Mädchen!« Mit dieſen Worten ſtürzte ſie hinaus, und Wendling dachte, ſie ginge um den Schmuck zu holen, worauf er ihr noch eine kleine Ermahnung geben, aber ſie dann beruhigen wollte. Doch er wartete vergebens, Guſtchen kam nicht wieder. Ihre reine Seele hatte ſie vor dem Gedanken, daß

ihr Pflegevater, ihr Wohlthäter, sie für eine Diebin halte, so heftig entsetzt, daß sie gänzlich die Besinnung verlor, und in halbem Wahnsinn aus dem Hause rannte.

Nach einer Viertelstunde wurde der Alte ungeduldig. Er schickte die Magd nach ihr, und mußte mit Erstaunen hören, sie sei nicht zu finden. »Sollte sie den Schmuck irgendwo versetzt haben? brummte er kopfschüttend. »Es wäre doch möglich, aber wozu? In meinem Hause bedurfte sie ja nichts? — Vielleicht hat sie einen Nothleidenden gefunden, den sie unterstützen wollte? das hätte sie mir doch sagen können. Nein, so hängt es nicht zusammen, aber wie ich mir das Räthsel lösen soll, das weiß Gott."

Er wartete wieder eine halbe Stunde, dann fing er an unruhig zu werden, und schickte nach seinem Sohne, um ihm aufzutragen, daß er Gustchen suchen solle. Unglücklicherweise war Oswald nicht zu Hause. Da kleidete der Alte sich hastig an, nahm seinen Stock, und ging nun selbst zu allen Bekannten, wo er sie etwa vermuthen konnte. Niemand hatte sie gesehen.

Es fing schon an dunkel zu werden. »Sie wird nun wohl wieder zu Hause sein," tröstete er sich, und wanderte heim. Schon von Ferne sah er seine Wohnung von einem Pöbelhaufen umgeben; das fuhr ihm eiskalt durch die Glieder. Mit klopfendem Herzen wankte er näher. Da

Digitized by Google

ſtürzte die Magd ihm heulend entgegen: Ach, Mamſell Guſtchen!

»Iſt ſie todt?« fragte Wendling haſtig. »Nein, Gottlob! ſie iſt noch zu rechter Zeit gerettet worden.«

»Gerettet? wovon?«

»Ach! Sie müſſen es doch erfahren — Sie iſt in's Waſſer geſprungen! und hätte nicht zum Glück ein Soldat in der Nähe geangelt, ſo war es um ſie geſchehen. Der ſprang ihr nach und zog ſie glücklich an's Ufer. Ohnmächtig wurde ſie heimgetragen; jetzt liegt ſie im Fieber.«

Der Alte taumelte an die Wand des nächſten Hauſes, und hielt ſich feſt an einem Thürklopfer, um nicht hinzuſinken. Der Gedanke, daß ſein liebes Guſtchen ſeiner Hilfe jetzt als Arzt bedürfe, gab ihm bald wieder Kraft, von der Magd geſtützt, in ſein Haus zu wanken. Hier fand er Guſtchen bewußtlos und irreredend. Er wandte alles an, was ſeine Kunſt vermochte, und als ſie endlich erſchöpft in einen zuckenden Schlaf ſank, ließ er den Soldaten holen, der ſie gerettet, um ihn mit vollen Händen zu belohnen, und wo möglich auch einige nähere Umſtände von ihm zu erfahren.

»Ich ſaß in einem Buſch verſteckt am Strome und angelte,« ſagte der Kriegsmann, »da kam das Mamſellchen und rang die Hände, weinte, und ging immer am Ufer

auf und ab. Ich dachte, was ſoll daraus werden? und ließ ſie nicht aus den Augen. So oft fremde Leute vorübergingen, nahm ſie ſich zuſammen, und war ganz ſtill. Aber ſobald ſie ſich wieder allein glaubte, ſchluchzte ſie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, und als es dämmerig wurde, rief ſie plötzlich: Gott mag mir verzeihen! das überleb' ich nicht! Mit Einem Sprunge war ſie im Waſſer, und ich mit Einem Sprunge hinter ihr her, denn ich kann ſchwimmen, Herr Doktor!»

Kaum hatte der Alte den Soldaten entlaſſen, als Oswald athemlos hereinſtürzte, mit wilden Blicken und zerſtreutem Haare. »Vater! was iſt geſchehen?» das Gerücht, welches ſich ſchnell in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war auch ihm zu Ohren gekommen. Es hieß, Guſtchen ſei todt, und er rannte mit bebendem Herzen nach Hauſe, ohne zu ahnen, welchen Antheil er ſelbſt an der fürchterlichen Begebenheit hatte. Der Vater erzählte ihm, was vorgegangen, und erſtaunte nicht wenig, als Oswald ſinnlos vor ihm niederfiel, ſeine Schuld bekennend.

Mit ſtummer Verachtung blickte Wendling lange auf den Unglücklichen, der, abermals durch Verheimlichung, auch ſeine zweite Schweſter in ein furchtbares Grab geſtürzt hatte. »Gott und der ſchuldloſe Engel mögen dir verzeihen!» ſagte er, »ich kann es nicht.»

Oswald lag vernichtet vor ihm. Der Vater überließ ihm ſeinen Gewiſſensbiſſen, und ſetzte ſich mit tiefer

Wehmuth vor Gustchens Bette, bewachte selbst jedem ihrer Athemzüge, vergaß sein Alter, seine Kränklichkeit, und wich nicht mehr von ihrem Lager, bis er sie außer Gefahr sah. Die kräftigste seiner Arzneien war die Nachricht, daß ihre Unschuld erkannt worden. Da weinte sie still und sanft, und der Alte, seine Thränen mit den ihrigen mischend, wollte sie um Vergebung bitten, aber sie legte ihm die Hand auf den Mund.

Oswald wagte es nicht, ihr Zimmer zu betreten. Sie selbst fragte zuerst nach ihm; er wankte wie ein Verbrecher herein, und sie vergab ihm mit himmlischer Milde. Aber ihre vorige Gesundheit erlangte sie nicht wieder. Sie, sonst wie eine Rose blühend, erschien jetzt mit blassen Wangen; ihr ganzes Nervensistem war zerrüttet, um ihren Seelenfrieden war's geschehen. Sie machte sich selbst unaufhörlich Vorwürfe, daß sie der Verzweiflung sich überlassen; daß sie statt auf einen gerechten Gott und ihre Unschuld zu vertrauen, eine Selbstmörderin habe werden wollen. Endlich erklärte sie ihrem Pflegevater: In seinem Hause, wo sie alles an diese schreckliche Begebenheit erinnere, könne sie nicht genesen.

»Ich habe ja den Schrank dir aus den Augen geschafft,« sagte er wehmüthig. Dankbar erkannte sie die zarte Sorge, doch bittend, wenn er ihr und sich selbst die Ruhe wieder geben wolle, sie auf einige Zeit zu entlassen. »Sie haben

mich," sagte sie, »mit Wohlthaten überhäuft. Die größte derselben war die Bildung, die sie mir gegeben. Nun bin ich herangewachsen, und kann mir allein forthelfen. Erlauben Sie mir einige Jahre unter fremden Menschen zuzubringen, und mein Brot selbst zu verdienen, das wird mir heilsam sein. Bedürfen Sie einst im höhern Alter meiner Pflege, so kehre ich schnell zu Ihnen zurück." Der Alte widerstrebte umsonst, sie beharrte fest auf ihrem Entschluße.

Den wichtigsten ihrer Bewegungsgründe verschwieg sie ihm — sie liebte Oswald im Stillen, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten, und diese Liebe wollte sie bekämpfen, weil sie glaubte, daß er nichts für sie empfände. Aber Oswald war auch ihr vom Herzen gut, und diese Neigung würde sicher schnell zur Leidenschaft gewachsen sein, wenn er nur irgend ein Hinderniß heimlich zu bekämpfen gehabt hätte. So lange er sie täglich sah, und, wenn er wollte, auch allenfalls in seines Vaters Gegenwart, von seiner Liebe sprechen konnte, so lange fand er diese Lage nicht reizend genug, und blieb kühl. Ja, er willigte fast gern in die Trennung von ihr, weil er sogleich eine dunkle Hoffnung hegte, daß er, vielleicht außer seines Vaters Hause, eine Gelegenheit finden werde, eine Art von Intrigue mit ihr anzuspinnen. Gustchen aber, welche nicht in seinem Herzen las, füllte sich tief gekränkt durch die Ruhe, mit der er ihren Entschluß vernahm, und er bestärkte sie nur noch mehr in demselben.

Der Alte gab nach unter der Bedingung, daß sein Haus stets ihre Zuflucht bleiben sollte, wenn es in ihren neuen Verhältnissen ihr nicht gefiele. Einem seiner Freunde, der in allen guten Häusern bekannt war, hatte er aufgetragen, ihr eine annehmliche Stelle zu verschaffen. Sie hatte die Wahl unter mehrern, und wählte die einer Gesellschafterin bei einer fremden jungen Dame, die sich erst seit Kurzem an dem Orte aufhielt. Hauptsächlich zog sie diese Stelle darum allen andern vor, weil die Fremde von der Begebenheit nichts wußte, der sie sich noch immer beim Anblicke jedes Bekannten schämte; auch hoffte sie dort Oswald's Anblick am leichtesten zu vemeiden.

In den ersten Tagen, nachdem sie ihren Dienst angetreten — (denn Gesellschaft leisten müssen, ist fürwahr ein Dienst, und oft ein sehr schwerer) besuchte sie den Pflegevater noch einmal, doch zu einer Zeit, wo Oswald nicht zu Hause zu sein pflegte. Sie schien mit ihrer Lage sehr zufrieden; um so mehr wunderte sich der alte Wendling, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß sie die fremde Dame plötzlich verlassen, und als Kammermädchen in die Dienste einer alten Gräfin getreten sei, deren Haus eine Art von Kloster war. Vergebens erwartete er einen neuen Besuch, um den Grund des schnellen Wechsels zu erfahren.

Dieser Grund war zwiefach. Gustchen hatte bald bemerkt, daß Fräulein Schildheim eine Verworfene

ſei, obgleich mit der feinſten Bildung der großen Welt überfirnißt. Jeden Jüngling, gleichviel welchen Standes, ſuchte ſie in's Netz zu ziehen. Schönheit galt ihr viel, Reichthum noch mehr. Sie konnte dem Einen zulächeln, und mit dem Andern liebäugeln, während ſie einen Dritten verſtohlen die Hand drückte, und ſo Jeden wähnen ließ, er ſei der allein Begünſtigte. Alles das geſchah mit ſo vielem Anſtand und Vorſicht, daß Guſtchen Anfangs zweifelhaft war, ob ſie ihr nicht Unrecht thue. Ein Zufall hob alle Zweifel. Es zog in einer Nacht ein ſtarkes Gewitter herauf. Guſtchen, die nur wenige Schwachheiten ihres Geſchlechtes beſaß, doch unter andern die, ſich vor Gewitter zu fürchten, mochte nicht gern allein ſein, wenn es donnerte. Sie warf ihren Schlafrock über und trippelte nach dem Schlafzimmer des Fräuleins; doch, um dieſe nicht zu erſchrecken, hatte ſie der Thüre ſich ganz leiſe genähert, und ſtand eben im Begriff, ſie zu öffnen, als ſie von innen heraus die wohlbekannte Stimme eines Offiziers vernahm, der das Haus täglich beſuchte. Das ſchamhafte Mädchen entſetzte ſich, eilte zurück in ihr Zimmer, als habe ſie ein Geſpenſt geſehen, und alle Gewitterfurcht war für diesmal verſchwunden. Beim Leuchten der Blitze packte ſie ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammen, und floh mit Anbruch des Tages, ein Billet hinterlaſſend, aus welchem das Fräulein ohne Mühe den Grund dieſes plötzlichen Entſchluſſes errieth.

Unter den Stellen, welche man Guſtchen angeboten hatte, war auch die bei der alten einſiedleriſchen Gräfin, die zum Glücke noch unbeſetzt geblieben. Sie meldete ſich und gewann die alte ehrwürdige Dame ſogleich durch ihre Sittſamkeit. Hier war ſie auch ganz ſicher, Oswald nicht zu ſehen, denn in dieſem Hauſe ſah man überhaupt Niemanden; bei dem Fräulein Schildheim hingegen hatte er bereits Mittel gefunden, ſich Zutritt zu verſchaffen, und das eben war der zweite Grund, aus welchem ſie ohnehin ſchon einen Wechſel ihres Aufenthaltes beſchloſſen hatte, nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit, daß ſie unſchuldiger Weiſe den Geliebten ihres Herzens in den Zauberkreis dieſer Buhlerin gezogen, die den ſchönen Jüngling, der auch für reich galt, ſogleich zu feſſeln ſtrebte. Guſtchen hatte auch wohl bemerkt, daß die Reize, noch mehr die Künſte der fremden Dame einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Hier winkte ihm eine Intrigue, und einem ſolchen Winke widerſtand er nie. Guſtchen ſeufzte und zitterte vor dem Lockgeſange der Sirene, der ihn ſo leicht in einen Abgrund ziehen konnte, und durch einen alten ſchwatzhaften Bedienten erfuhr ſie nur zu bald, daß ihre Furcht nicht ungegründet ſei. Oswald war verſtrickt, ſah in dem ſchönen Fräulein ein Tugendmuſter, und wurde der Vertraute ihres geheuchelten Kummers, der, ihrer Angabe zufolge, in einem ſchweren Prozeſſe beſtand, durch den ſie in tiefe Armuth geſtürzt zu werden klagte. Oswald gab ihr Alles, was er hatte, und machte Schul-

den obendrein. Aus Erkenntlichkeit ſchmeichelte ſie ihm mit einer heimlichen Heirath, weil ſie, ihrer vornehmen Verwandten wegen, ihm nicht wohl öffentlich die Hand reichen könne, bevor ſie nicht im Beſitze ihrer Güter ſei. Das Wort heimlich war für Oswald ein Zauberwort, und mit Blindheit geſchlagen, ſtolperte er in das Netz.

Zu ſeinem Glücke entdeckte das vergeſſene Guſtchen die Gefahr, als er ſchon am Rande des Abgrundes ſtand. Fräulein Schildheim hatte ein Stubenmädchen, eines der gutmüthigſten Geſchöpfe, doch ſehr tiranniſch von ihr behandelt. Guſtchen hatte einmal, während ihres kurzen Aufenthaltes, das arme Kind von ein Dutzend Ohrfeigen errettet, indem ſie die Schuld einer zerbrochenen Taſſe auf ſich nahm, und dadurch Gretchens Liebe ſo ſehr gewonnen, daß dieſe auch jetzt noch oft zu ihr kam, um ihre Leiden der guten, freundlichen Mamſell zu klagen. »Nun aber,« ſagte ſie eines Tages, »nun wird es hoffentlich anders werden, denn meine Gebieterin wird ſich vermählen. Zwar iſt das noch ein großes Geheimniß, die Verbindung wird morgen ganz im Stillen vollzogen, aber ich habe es doch erlauſcht, als ich im Nebenzimmer den Staub von den Möbeln fegte. Der junge Herr ſcheint wohl ein recht guter Herr zu ſein — nun wird er ſeine liebe Noth haben.«

»Wer iſt er?« fragte Guſtchen mit klopfendem Herzen.

»Der junge Herr Wendling, der Sohn des reichen Arztes.«

»Auf morgen, ſagſt du, iſt die Vermählung feſtgeſetzt?«

»Morgen Abend um acht Uhr, ganz im Stillen. Der Herr Paſtor iſt ſchon eingeladen; das hat mir Franz, der alte Bediente, verrathen.«

Auf der Stelle war Guſtchens Entſchluß gefaßt. Sie entließ das Mädchen, warf eine Kappe über, eilte zum alten Wendling und vertraute ihm Alles, was ſie wußte, auch die, durch Gewitterfurcht veranlaßte Entdeckung. »Jetzt,« ſagte ſie, »hab' ich meine Pflicht gethan. Ich mußte Ihnen Kummer verurſachen, doch beſſer nun, als zu ſpät. So lange ich vermuthen mußte, daß der Vater meines irrenden Bruders ununterrichtet ſei, ſo lange hat eine ſchwere Angſt mein Herz gepeinigt; nun athme ich freier, denn ſein Schickſal liegt in Ihren Händen.« Mit dieſen Worten verließ ſie den Alten, der in ein ſchmermüthiges Nachdenken verſank. Wie ſollte er dem Unglücke vorbeugen? — Durch väterliche Autorität konnte er freilich die Stricke der Buhlerin auf Einmal zerreißen, doch ungern ſchritt er zu dieſem Aeußerſten.

Plötzlich fiel ihm ein Mittel ein, den Sohn zu retten, ohne daß es ſchiene, als ob er die Hand im Spiele habe. Den jungen Offizier, deſſen Stimme Guſtchen in jener Gewitternacht vernommen, hatte Wendling einſt von einer ſchweren Krankheit geheilt, nachdem zwei andere

Aerzte ihn bereits aufgegeben, und, weil er wußte, der junge Mann lebe blos von seinem kurzen Solde, hatte er nicht einmal Bezahlung von ihm gefordert noch angenommen. Gerührt hatte der Offizier ihm seine ewige Dankbarkeit versichert; darum suchte jetzt der bekümmerte Vater ihn auf, um einen Beweis derselben zu erbitten.

Anfangs stutzte der Lieutenant, und wollte mit dem Bekenntniß nicht heraus, daß er mit Fräulein Schildheim in so genauer Bekanntschaft stehe; als er aber hörte, wovon die Rede sei, erklärte er sich augenblicklich zu Allem. »Auch wenn ich Ihnen nicht so hoch verbunden wäre,« sagte er, »würde ich es für Pflicht halten, einen ehrlichen Mann zu warnen, der in sein Verderben rennt. Gehen Sie ruhig heim und verlassen Sie sich auf mich!«

Der Doktor ging heim, ruhig wurde er aber doch nicht eher, als bis am andern Abend Oswald wie ein Gespenst in seine Arme stürzte, und ihm reuig alles erzählte.

Der Offizier, der zwar schon seit mehreren Monaten mit der Buhlerin gebrochen hatte, aber noch einen Schlüssel besaß, der durch einen hintern Gang zu ihrem Zimmer führte, lauerte im nächsten Kaffeehause, bis er den Prediger nebst einem erbetenen Zeugen vorbeigehen sah; nun schlich er auch in's Haus durch den wohlbekannten Gang, bediente sich des Schlüssels, und gelangte unbemerkt in des Fräuleins Schlafzimmer, welches an den Saal stieß, in

Digitized by Google

dem die Ceremonie vor sich gehen sollte. Hier wartete er so lange, bis der verblendete Bräutigam mit seiner unwürdigen Braut sich wirklich vor den Priester stellte, und dieser seinen Spruch bereits anhub. Plötzlich trat der Herr Lieutenant heraus, und sein gespenstisches Erscheinen bewirkte eine Gruppe für Hogarth's Pinsel.

Oswald stutzte, sah ihn mit funkelnden Augen an, und dann wieder auf seine schöne Braut, die, erblassend und wankend, zum nächsten Stuhle taumelte. Der Prediger und der Zeuge standen mit offenen Mäulern.

»Herr Wendling,« sagte der Lieutenant mit kaltem Ernst, »ich erscheine als Ihr Schutzgeist. Oder wollen Sie diesen Schlüssel zu dem Schlafzimmer Ihrer Braut aus meinen Händen empfangen?«

Oswald konnte nicht sprechen, seine Lippen zitterten, er heftete sein brennendes Auge auf das Fräulein, ihre Rechtfertigung erwartend. Auch rief sie wirklich den ganzen Muth der Unverschämtheit zu Hilfe, versuchte den Ankläger Lügen zu strafen, und wollte ihn als einen abgewiesenen Liebhaber darstellen, der sich an ihr zu rächen suche. Mit einem Blick der tiefsten Verachtung antwortete der Offizier: »Lieschen, ich kenne dich. Du bist verrathen worden. Schweig und begrabe deine Schande in irgend einen fernen Winkel der Erde.« — »Herr Wendling,« fuhr er fort, »sie ist eine Bäckerstochter aus Frankfurt; dort

hat sie durch ihre Schönheit manchen reichen Gimpel bethört, bis endlich die Polizei ihr auf die Spur kam. Da flüchtete sie mit dem Rest ihres verschwendeten Raubes, und trat nun hier in einer neuen Rolle auf. Alles das erfuhr ich schon vor einigen Wochen durch einen Kameraden, der in Frankfurt in Garnison gestanden. Ich machte keinen andern Gebrauch davon, als den, daß ich den Umgang mit der Dirne sogleich aufhob. Willst du Beweise, Lieschen? Soll ich meinen Kameraden holen? er hat die Ehre gehabt, dich zu kennen. — Gehen Sie, Herr Wendling, und danken Sie es Ihrem braven Vater, daß ich Sie, wohl ein wenig unsanft, vom Rande des Verderbens zurückgeschleudert habe."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Der erkaufte Priester schlich mit seinem Zeugen beschämt davon. Oswald blieb mit dem Mädchen allein. Sprechen konnte er nicht, aber mit verschränkten Armen stand er vor ihr, und sah starr auf sie nieder, noch immer erwartend, daß sie die Anklage durch Beweise vernichten werde. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sie plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in ihr Schlafzimmer rannte, und sich einschloß. Wüthend schlug er mit geballter Faust gegen die Thüre, hörte sie noch einmal lachen, zertrümmerte einen Spiegel, und stürzte aus dem Hause.

Mit einem von Scham und Reue zerknirschten Herzen kam er zu seinem Vater, dessen Mitwirkung bei dieser Sache ihm ein Räthsel war. »Gustchen ist dein rettender

Engel geweſen," ſagte der Alte. Eine freudige Rührung ergriff den Jüngling. Er ſchwur bei dem Grabe ſeiner Mutter, das ſei die letzte Verheimlichung, die er ſich zu Schulden kommen laſſe; nie wolle er künftig einen Gedanken vor ſeinem guten Vater verbergen. Wie gern verzieh ihm dieſer allen Kummer! denn hundertmal wird ein Vater betrogen, und bleibt doch immer leichtgläubig, wenn ein reuiges Kind zu ihm ſpricht. Diesmal ſchien es dem Sohne voller Ernſt mit ſeiner Beſſerung, und zum Beweiſe bat er den Alten, ihm ſelbſt eine verſtändige Gattin zu wählen: die ſein Vertrauen durch Liebe gewinnen, und ſanft von jedem Irrweg ihn ableiten könne. »Wie?" ſagte Wendling, »ich ſoll für dich wählen! Spricht dein Herz für keine? muß ich dir noch die Einzige nennen, die deine ganze Liebe verdient? auf deine Dankbarkeit ſo gerechten Anſpruch hat?" Guſtchen, rief Oswald. »Willſt du mir meine gute Pflegetochter wieder ſchenken?" »Ob ich will? ja, mein Vater! Morgen will ich auf irgend eine Weiſe in das Haus der Gräfin ſchleichen und eine Verbindung anzuknüpfen ſuchen."

»Schleichen? ſuchen? da erkenn' ich dich ſchon wieder. Was iſt hier zu ſchleichen? Morgen geh' ich ſelbſt zu Guſtchen, und wenn ſie, wie ich hoffe, dir nicht abgeneigt iſt, ſo ſpreche ich mit der Gräfin, und die Sache iſt in wenigen Stunden abgethan." Oswald liebte Guſtchen wirklich, aber die Art, wie ſie ſeine Frau werden ſollte, gefiel ihm

nicht. Es ging gar zu offen und ordentlich dabei zu. Am liebsten hätte er, wie die Spartaner, selbst noch in der Ehe seine Frau nur verstohlen besucht. Indessen gab er nach, und in wenigen Wochen war er ein glücklicher Gatte, der Gustchens Zärtlichkeit so innig erwiederte, daß sie sogar sich einbildete, seine verderbliche Neigung zum Verheimlichen besiegt zu haben. Er lebte jetzt sehr häuslich; es ergab sich also keine Gelegenheit, etwas Wichtiges zu verhehlen, und das bestärkte sie in ihrer glücklichen Einbildung, die sogar der Vater theilte, überzeugt, — daß — wenn es noch ein Mittel gibt, selbst in spätern Jahren diesen unseligen Hang zu vertilgen, nur die Liebe einer klugen Gattin dessen fähig ist.

Mit dieser frohen Ueberzeugung starb der Alte und hinterließ dem Sohne ein ansehnliches Vermögen, leider zum Verderben; denn in den mancherlei Geschäften, welche die Verwaltung eben dieses Vermögens herbei führte, fand er neue Nahrung für seine Schooßsünde. Ihn genügte nicht, gleich andern Kapitalisten, sein Geld auf Zinsen zu leihen, auf Obligationen, die man in jedem Hypothekenbuche angezeigt finden konnte; Niemand sollte seine Umstände kennen, doch nahm er seine Frau davon aus. Aber bald verwickelte er sich in einen Handel, den er fürwahr nicht aus Gewinnsucht trieb, sondern blos, weil es ein heimlicher Handel war, nämlich der mit Kontrebande-Waren. Nichts auf der Welt konnte seiner Neigung angemessener

ſein, als die Spekulation, zu der er ſich mit einem Kaufmanne vereinigt hatte. Davon erfuhr auch Guſtchen nichts; doch blieb es kaum ein Jahr verborgen. Grenzenwächter entdeckten das Geheimniß, welches ihm nicht blos ſein Vermögen, ſondern auch einige Zeit lang ſeine Freiheit koſtete. Guſtchen machte ihm keine Vorwürfe; ſie wich auch im Kerker nicht von ihm, und ernährte ohne Murren durch ihrer Hände Arbeit ihn und ihre beiden Kinder.

Doch dieſen traurigen Schickſalswechſel ertrug er nicht lange. Das Bewußtſein, ihn ſelbſt verſchuldet zu haben, war ein nagender Wurm an ſeinem Herzen. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, und eines Abends ſtürzte er ſich in's Waſſer, an derſelben Stelle, wo ſein Guſtchen, von weit edlern Gefühlen irre geleitet, ihr Leben hatte endigen wollen. Die troſtloſe Witwe fand Freunde, die ſie unterſtützten, und — nachdem die Zeit ihren Schmerz gelindert — auch Kraft in ihrer ſchönen Seele, das Leben, um ihrer Kinder willen, muthig zu tragen. Es waren ein paar wackere Buben, für welche ſie den Biſſen vom Munde ſich abdarbte und jeden ſauer verdienten Groſchen auf ihre Erziehung verwandte. Vor allen Dingen hörte ſie nicht auf, mit Thränen und Bitten ihnen zu wiederholen: »Vertrauet denen, die durch Blut und Liebe euch am nächſten ſtehen! — Oft wird der Keim des Unglücks leicht zertreten, ehe er zum Dornenſtrauche heranwächſt, der das Herz tödlich verwun-

det. Ihr habt keinen Vater mehr, darum vertrauet eurer Mutter ohne allen Rückhalt! Denn wer auf Gottes weiter Erde kann es redlicher mit euch meinen? — und habt ihr mich nicht mehr, so vertrauet verständigen Freunden, denn sie sehen kalt und klar, wo ihr im heißen Dunste der Leidenschaften tappt. Vertrauet einst euren Gattinnen! Verhehlt ihnen nichts, weder aus falscher Scham noch aus blinder Liebe, am wenigsten aus Geringschätzung. Das festeste Band der ehelichen Liebe ist Vertrauen, so wie Verheimlichung am sichersten jedes zärtliche Verhältniß stört.»

Die guten Knaben prägten sich die mütterliche Lehre tief in die Herzen, und Gustchen genoß im hohen Alter das Glück, Ahnfrau einer zahlreichen Familie zu sein, die, groß und klein, alle ihre Wünsche und Gedanken mit ihr theilte, und bei ihren Rathschlägen, ihren Warnungen, sich immer wohl befand.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Was geht es mich an	7
Der Großsprecher	23
Der Lügner	49.
Die Reise nach Köln	77
Die wüste Insel	109
Die Gefahren der Einbildungskraft	147
Oswald und Gustchen	183

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.